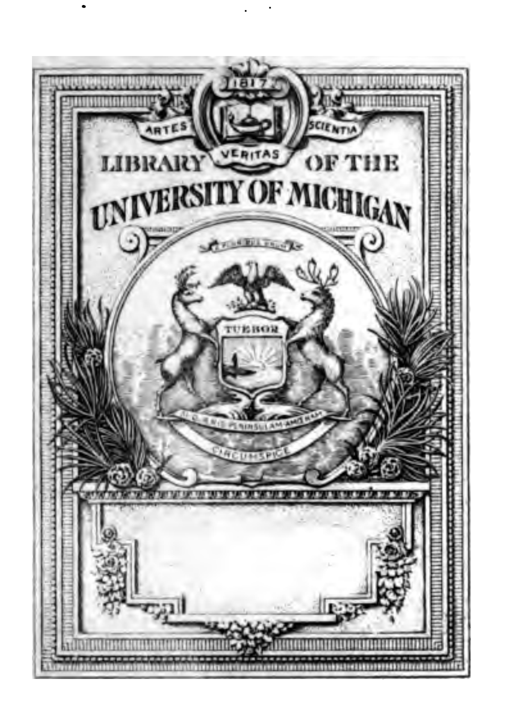

1817
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



Die erste und zweite Fassung von Goethes „Wanderjahren“.

Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät der Kgl. Universität Breslau

vorgelegt und mit ihrer Genehmigung veröffentlicht

von

Kurt Bimler.

Sonnabend, den 12. Oktober 1907, mittags 12 Uhr
in der Aula Leopoldina:

Vortrag
„Über den Einfluss des ‚Arminius‘ von Campistron auf den ‚Hermann‘ des J. E. Schlegel“
und
Promotion.

1907
M. Immerwahr in Beuthen O.-S.

Gedruckt mit Genehmigung der philosophischen Fakultät der Kgl. Universität Breslau.

Referent: Professor Dr. **Max Koch.**

Das Examen rigorosum habe ich am 31. Juli 1907 bestanden.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 5

I. Enstehungsgeschichte der „Wanderjahre“ 7

II. Zum Inhalt der beiden Fassungen 21

1. Romanhafter Teil 21
   a. Wilhelms Wanderschaft 21
   b. Felix und Hersilie 27
   c. Verzahnungen 28
   d. Charaktere 29
   e. Novellen 47
2. Ideengehalt 49
   a. Familie 49
   b. Erziehung 50
   c. Sozialpolitische Elemente 54

III. Unterschiede in der Technik 59

1. Komposition 60
2. Mittel der Charakteristik 67
3. Dialog 71

IV. Sprachliche Eigentümlichkeiten 74

1. Wortbildung 75
2. Lieblingsworte 77
3. Gemination. Pleonasmen. Alliteration. 79
4. Kürze des Ausdrucks 81
5. Steigerung 84
6. Partizipien 84
7. Wortstellung 85

Vorwort.

Den Inhalt des Goetheschen Alterswerkes in Ergänzung der bisherigen Kommentare nach der durch Heinrich von Stein angegebenen Richtung zu erläutern ist eine Aufgabe, die durch die Paralipomena der Weimarer Ausgabe besonders anziehend gemacht wird. Die vorliegende Dissertation aber streift nur gelegentlich an diese Fragen; ihre Absicht ist, Fragen der Romantechnik und Sprache zu behandeln und die — auffallender Weise — in der ungeheuren Goetheliteratur noch niemals genauer untersuchten Unterschiede beider Fassungen der „Wanderjahre“ auf ihren Umfang und ihre Gründe hin systematisch festzustellen. Allein auch in dieser Einschränkung hoffe ich einen kleinen Beitrag zur Auffassung der Anlage und Handlung der Wanderjahre zu geben, soweit diese gewöhnlich nur ungenügend aus dem verworrenen Gewebe ausgesondert wird, während der Teil über die technischen Ausdrucksmittel zur genaueren Erkenntnis von Goethes Arbeitsweise in seiner letzten Schaffenszeit mithelfen kann.



I. Entstehungsgeschichte der „Wanderjahre“.

Beim Abschluss der „Lehrjahre“ hatte Schiller den Zweifel geäussert, ob der rein ästhetisch gebildete Charakter Wilhelms fest genug erscheine, um auch dort die Gewähr des Sieges zu geben, „wo das Sinnliche und das Moralische im Menschen feindlich entgegenstreben.“[1] Die Idee der Fortsetzung der „Lehrjahre“ ist darum nicht etwa Schiller zuzuschreiben — wenn auch eine anregende Einwirkung durch den Freund nicht geleugnet werden darf, — sie bestand bei Goethe schon, als er im Anschluss an die begeistert aufgenommene Symbolik der Freimaurer seine „theatralische Sendung“ in die „Lehrjahre“ umwandelte, nachdem er selbst die drei Grade in der Loge unter dem Namen „Meister“ durchlaufen hatte. Erinnerungen an diese Symbolik begegnen uns in den „Lehr- und Wanderjahren“ auf Schritt und Tritt. Ausserdem liegt das Motiv der Wanderschaft Goethe zur selben Zeit so nahe, es braucht nur an die Fortsetzung der Zauberflöte[2] erinnert zu werden. Dort sagt Sarastro:[3] „Die erhabene Sprache der Natur, die Töne der bedürftigen Menschheit lernt nur der Wanderer kennen, der auf den weiten Gefilden der Erde umherschweift. In diesem Sinne verbindet uns das Gesetz, jährlich einen von uns als Pilger hinaus in die rauhe Welt zu schicken.“ Und wenn Düntzer gegen Wilhelms Wanderschaft den Einwurf macht,[4] dass seine Unselbständigkeit und ein Grund zu seiner Entsagung nicht vorhanden sei, weil er die ihm gemässe

[1] Schillers Brief vom 9. Juli 1796. Vgl. auch Heinemann, Goethe. Leipzig 1903 S. 739. [2] Vgl. Viktor Junk, Goethes Fortsetzung der Zauberflöte. Berlin 1899. (Munckers Forschungen zur neueren Literaturgeschichte 12. Bd.) S. 43 f. [3] Weimarer Ausgabe XII, 200. [4] H. Düntzers Erläuterungen zu den „Wanderjahren.“ Leipzig 1876. S. 27.

Lebensbestimmung gefunden habe, so finden wir in der Fortsetzung zur Zauberflöte wieder die Parallele, indem auch der „Vater“ und „Hohepriester“ Sarastro, dessen Alter im Gegensatz zur Jugend Taminos betont wird, ebenfalls „zum erstenmal“ als Pilger seine Brüder verlassen muss. Die Führerin im Leben kann bei Goethe natürlich nur die Erfahrung sein, wo Schiller die Philosophie gewählt hätte.

In Hindeutung auf die Fortsetzung der „Lehrjahre“ wurden Verzahnungen stehen gelassen, „die so gut wie der Plan selbst“[1] auf die „Wanderjahre“ weisen sollten. Auch hier setzt also Goethe den Plan, d. h. die Trilogie, als etwas Selbstverständliches voraus, und nur die Art der Anknüpfung durch jene Verzahnungen scheint im Verkehr mit Schiller festgelegt worden zu sein. Die Hauptverzahnung war die Reise Wilhelms nach Italien, er befindet sich auf dem Wege dahin in der Novelle „Sankt Joseph der Zweite“, die im Mai 1807 als Anfang von „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ entsteht und 1809 im „Taschenbuch für Damen auf das Jahr 1810“ mit der Bemerkung veröffentlicht wird: „Hier folgt im Original ein Brief an Natalien, wodurch die „Wanderjahre“ eingeleitet und an die Lehrjahre angeknüpft werden.“[2] In den Jahren 1807 bis 1809 werden nur Episoden verfasst. „Die neue Melusine“, (erst 1812 ins Reine diktiert), „Die gefährliche Wette“, das erste Kapitel des „Mann von fünfzig Jahren“, die Übersetzung der „pilgernden Törin“ und „das nussbraune Mädchen“, dessen Vollendung erst nach 1810 fällt. In diesem Jahre schreitet der eigentliche Roman rüstig fort, und am 6. Juli wird der „erste Band der Wanderjahre durchgegangen und durchgedacht.“ (Tagebuch). Am 19. Juli wird der erste Teil „vielleicht“ für Michaelis desselben Jahres in einem Briefe an Sartorius versprochen. Für die nächsten Monate meldet das Tagebuch noch ab und zu eine Beschäftigung mit dem geologischen Teil, d. h. den Dialogen Wilhelms mit Montan, aber nach dem 15. Oktober tritt ein Stillstand von neun Jahren ein.

1810 lagen die ersten neun Kapitel der ersten Fassung vor, die Wanderschaft Wilhelms bis zum Eintritt in die pädagogische Provinz umfassend. Sie sollten aber kaum allein

[1] An Schiller am 12. Juli 1796. [2] Hans Gerhard Gräf, Goethe über seine Dichtungen. Frankfurt a. M. 1902. I, 2, S. 899.

den ersten Band ausfüllen, obwohl die zweite Fassung diese Einteilung wieder aufgenommen hat. Jedenfalls bereitete die Komposition der pädagogischen Provinz grössere Schwierigkeiten, und erst im Herbst 1820 erfolgt ihre Abfassung, nachdem in diesem und im vorhergehenden Jahre die Novelle „Wer ist der Verräter" erledigt worden war. Parallel zur Arbeit an Lenardos Tagebuch geht jetzt die an Wilhelms Wallfahrt nach dem Lago Maggiore und an den sozialen Teilen in einem Zuge fort, am 7. Mai 1821 wird Lenardos Schlussrede diktiert und am nächsten Tage der letzte Teil der Handschrift in die Druckerei abgeschickt.[1] Ausser 18 Kapiteln für den ersten Band enthielt sie noch elf Gedichte und Sprüche auf den ersten Seiten, die mit Ausnahme von dreien ohne Beziehung auf die „Wanderjahre" waren und darum bei der Neubearbeitung zuerst und ohne weiteres wieder entfernt wurden.

Mit einer gewissen Bangigkeit übergab Goethe das „Aggregat" der „Wanderjahre" unter der Bezeichnung eines Romans der Öffentlichkeit. Seiner Unsicherheit gab der Autor öfter schon in dem Werke selbst, besonders in der „Zwischenrede",[2] Ausdruck: „Dass eine gewisse Lücke, vielleicht in kurzem fühlbar, im Ganzen hie und da bemerklich und doch nicht zu vermeiden sein werde, sprechen wir lieber selbst aus, ohne Furcht, den Genuss unserer Leser dadurch zu kränken u. s. w." Wenn Goethe einmal auf die öffentliche Kritik gespannt war, so musste er es hier sein. Aber was bot ihm diese? Meist an dem Äusserlichen haftende, gleichgültige und, wie es bei fast allen seinen Werken der Fall war, böswillig-spottende Rezensionen. Das gleichbetitelte, 1821 erschienene Werk des „Falschmünzers" Pustkuchen,[3] „dadurch entstanden, dass der Verfasser Goethes Wilhelm Meister nicht verstanden hatte,"[4] gilt mit seinen Fortsetzungen eigentlich mehr den „Lehrjahren" und wird in dem mit zahllosen Ausrufungs- und Fragezeichen und mit hämischen Bemerkungen durchsetzten

---

[1] Alle diese Zeitbestimmungen stammen aus dem Tagebuche. [2] Auf Seite 108 in den Lesarten zu Band XXIV und XXV der Weimarer Ausgabe. Alle anderen Angaben erfolgen ebenfalls nur nach dieser Ausgabe, wobei die römische Ziffer stets den Band bedeutet. W. A. = Weimarer Ausgabe.
[3] Pustkuchen: Wilh. Meisters Wanderjahre. Quedlinburg u. Leipzig 1821—28.
[4] Grillparzer: Sämtliche Werke, bei Hesse 14, 67.

Buche Schützens[1] mit den echten „Wanderjahren" verglichen. Doch waren Zauper[2], Kaissler[3], ein Ungenannter im Literarischen Conversationsblatt[4] und Varnhagen von Ense[5] einsichtsvollere Beurteiler, wenngleich auch sie mit manchem Tadel nicht zurückhielten. Dass Ludwig Tieck 1822 in seiner Novelle die „Verlobung"[6] „aus unserer Mitten in die Schranken hervorgeritten", hatte Goethe nach dem Bericht seines Sohnes[7] „mit wahrer Freude erfüllt". Auch Immermanns[8] Verspottung der falschen Wanderjahre des „jungen Pater Brey" konnte nur mit Genugtuung aufgenommen werden. Dass es gerade bei unserem Werke dem Dichter in sonst nicht gewohnter Weise um Anerkennungen zu tun war, spricht sich weniger in der allgemein gehaltenen, dankenden Antwort[9] auf die Novelle als vielmehr darin aus, dass er die Spender einer „geneigten Teilnahme an den Wanderjahren"[10] eigens aufzählte, „wobei er sich denn auch über manches Zweifelhafte belehrt, über manches Beunruhigende beschwichtigt fühle". Übrigens sprechen auch seine öfteren, das Werk verteidigenden Äusserungen,[11] dass es „nicht aus einem Stück, so doch in einem Sinne" sei, dieses Gefühl der Unruhe aus.

Die Tatsache einer späteren Neubearbeitung bildet freilich das sicherste Zeugnis seiner Unzufriedenheit. Wir aber müssen uns deshalb auch Rechenschaft geben von den wunden Stellen des Werkes, soweit die Notwendigkeit ihrer Heilung den Autor zu dessen „neuer Redaction" bewegen konnte. Manche Lücke war auszufüllen. Für die Stellung Hersiliens als einer Hauptperson fehlte die Grundlage, wir kannten sie nur aus ihren kleinen Briefchen an die Tante. Hilarie und die schöne Witwe traten als Entsagende und Wandernde auf, ohne dass wir von

[1] Schütz: Goethe und Pustkuchen oder über die beiden Wanderjahre. Halle 1823. [2] St. Zauper: Studien über Goethe. Wien 1822. Seite 96—99. [3] Kaissler: Fragmente aus Platons und Goethes Pädagogik. Breslau 1821. [4] Leipziger Litterarisches Conversationsblatt 1821. [5] Gesellschafter 1821 No. 94 und 131—138. [6] Die Verlobung von L. Tieck. Dresden 1823. S. 81 f. [7] Gräf a. a. O. S. 999. [8] K. Immermann: Ein ganz frisch schön Trauerspiel vom Pater Brey, dem falschen Propheten in der 2. Potenz. Münster 1822. Mit Kördinkschen Schriften. Bei Hempel Bd. 17 S. 467. Und ebenderselbe: Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre Wilh. Meisters und ihre Beilagen. Münster 1823 = Kürsch. Nat. Lit. 1888 Bd. 159 II, 291. [9] W. A. XLI, 2, 84. [10] W. A. XLI, 1, 366; auch abgedruckt bei Gräf S. 992 f. [11] Vgl. Tag- und Jahreshefte 1821 (W. A. XXXVI, 188); auch die Briefe an S. Boisseree vom 23. Juli und an Zauper vom 7. September 1821.

ihrer Vorgeschichte und dem Grunde ihres wunderlichen Zustandes gehört hatten. Besonders lästig wurden die eingestreuten Rechtfertigungen und Entschuldigungen des Dichters empfunden, und die langen Zwischenreden, in denen sogar die Handschriften aufgezählt wurden,[1] die in der „Sammlung" noch eine Stelle finden könnten. Dazu gehörten redaktionelle Bemerkungen von einer fast komisch wirkenden Art. So wurde die Weigerung, von der Tätigkeit der einzelnen Bundesglieder „nähere Kenntnis zu erteilen," damit begründet, dass „einem Büchlein wie dem unsrigen Rückhalt und Geheimnis gar wohl ziemen mag."[2] Unstatthaft war die Art, eine Zusammenkunft Wilhelms mit Lothario und dem Abbé einzuführen, von welcher der Redaktor „in demselben Fascikel auf demselben Papiere kurze Erwähnung"[3] findet, oder wenn er unter den Manuskripten „eine mit mehreren auf einander weisenden Pfeilen bezeichnete Landkarte"[4] nennt und diese dann plötzlich in den Händen Wilhelms sein lässt,[5] ohne dass wir ahnen, wie sie dahin gelangt ist. Nicht viel besser war die Einführung der „unwahrscheinlichsten Erzählung" von Nataliens Erscheinung im Gebirge,[6] die um keinen Preis fehlen durfte, und war sie auch nur mit Hilfe des dem Dichter verhassten Fernrohrs möglich. In Anbetracht dieser Mängel und der langen Zwischenreden[7] wird man daher den Wunsch nicht unbillig finden, dass die Leser nicht eine „Redaktion, sondern was uns der Titel verheisst, einen Roman" verlangen durften.[8] Doch soll damit durchaus nicht gesagt sein, dass diese Mängel allein eine Umarbeitung nötig machten, vielmehr drängten dazu in nicht minderem Grade positive Gründe. Im allgemeinen galt es, Goethes eigenen Grundsatz zu verwirklichen: „Bilde Künstler, rede nicht."

Varnhagen von Ense hatte 1821 in seiner Kritik die Forderung aufgestellt: „Ich erwarte in keinem zweiten Bande einen Schlussstein zu einem Gewölbe, das ich im ersten nicht angelegt finde."[9] Was der Kritiker fühlte, wirkte auch auf den Dichter z. T. bestimmend ein. Ende Juni 1825 ging Goethe zur „neuen Redaction der Wanderjahre" über, nachdem er noch 1823 am „Mann von fünfzig Jahren" und 1825 an

[1] Lesarten S. 108 f. [2] Lesarten S. 28. [3] Ebenda S. 129. [4] Ebenda. [5] Ebenda S. 131. [6] Ebenda S. 130 f. [7] Lesarten S. 108 f, 116 f, 129 f. [8] Schütz a. a. O. S. 261. [9] Abgedruckt bei Schütz S. 243.

Lenardos Tagebuch und an „Zu weit“ geschrieben hatte, d. h. an Teilen, die für sich abgeschlossene Ganze bilden. Vom 28. Juni 1825 stammt der Tagebuchvermerk: „Beschäftigung die Wanderjahre in zwei Teile zu trennen“.

Wenn man sich von der Entstehung der neuen Fassung Rechenschaft geben will, so muss man immer die Wanderschaft Wilhelms und das novellistische Beiwerk auseinander halten. Die Wanderung Wilhelms ändert sich insofern nicht, als die Reihenfolge der besuchten Personen und Orte wesentlich dieselbe bleibt. Die Verteilung der Episoden und Briefe ändert sich dagegen bis zur endgültigen Fassung fortwährend. Der „Faden“, von Wilhelms Weg gebildet, wird 1825 durchschnitten, und zwar nach dem Besuche des Lago Maggiore. Es ist selbstverständlich, dass alle oben getadelten Stellen gestrichen werden, doch fallen auch Abschnitte weg, die der Dichter nach geänderter Ansicht grundsätzlich verwarf, wie seine Stellungnahme gegen die Auswanderung[1] oder Lenardos Bericht über seine Verhältnisse und die Tätigkeit einiger Bundesmitglieder.

Wie das Werk in der neuen Anlage stufenweise fortschreitet, das lässt sich an der Hand der überkommenen allgemeinen Schemata 1—4 und 55 genau verfolgen. Aus ihnen vermag man des Dichters Absichten in den Jahren 1825 und 26 herauslesen;[2] sie beschäftigen uns aber hier nur insoweit, als sie Motive enthalten, die nicht zur Ausführung gekommen sind. Dazu gehören zwei für Anfang und Schluss des zweiten Bandes geplante Briefe Nataliens, welche an die Stelle jener oben erwähnten Erscheinung Nataliens im Gebirge treten sollten. Sie fielen aber, wenn Bielschowsky mit seiner Übertragung des Verhältnisses von Goethe zur Frau von Stein auf Wilhelm und Natalie[3] recht hat, im Anfang des Jahres 1827.

---

[1] Lesarten S. 28. [2] Die Reihenfolge der ersten Paralipomena in der W. A. muss sein: 4, 1, 2, 3. Sie ergibt sich aus folgenden Gründen: Es enthält Par. 4 links Zeile 7 und rechts Zeile 9 und 11 noch unbestimmte und erst zu findende Motive, die in Par. 1 bereits da sind, und ausserdem folgen rechts Zeile 12 und 13 „Die pilgernde Thörin“ und „Wo stickt der Verräther“ noch aufeinander wie in der ersten Fassung, während sie in Par. 1 und 2 schon an der richtigen Stelle wie in der zweiten Fassung stehen. Auch die Art und Folge der Veränderungen des Titels weist uns auf diese Anordnung hin: Par. 4 wie in der ersten Fassung „Wo stickt der Verräther“, Par. 1 und 2 „Wo ist der Verräther“ und endlich Par. 3 „Wer ist der Verräther“. [3] Bielschowsky, Goethe, München 1904 II, 547.

Beide Briefe sind uns so wertvoll, weil sie die einzigen Äusserungen Nataliens, und dazu noch in einem so briefreichen Roman, gewesen wären und uns die Fühlung mit der Gattin des „Helden" einigermassen gewahrt hätten. Ausserdem erfahren wir aus dem ersten, welche Stellung Natalie im Verhältnis zu Wilhelm im Verein zugeschrieben wird, indem sie Wilhelm die „Entledigung vom Gelübde" sendet, das sie ihm in der E. F.[1] auch auferlegt hat.[2] Derselbe Brief ist uns auch noch wichtig, weil in ihm nach der schematischen Bemerkung „1 empfohlener Jüngling" oder „Mitteilung an den Künstler des M. v. 50 J." (Par. 4) der junge, vom Lago Maggiore her bekannte Maler seine Rolle weiterspielen sollte. Goethe hat dies Sulpiz Boisseree versprochen, als dieser sich beklagte,[3] „dass hier [in E. F.] die Maler gegen die Baukünstler und Bildhauer gar kurz abgekommen, da ihnen, die das reichste und schwierigste Fach haben, doch vorzugsweise Belehrung und Ermunterung zu wünschen wäre." Goethe antwortete darauf: „Ihre Bemerkung, dass der Maler am wenigsten bedacht ist, soll auch gerühmt sein; im folgenden Bande werden wir ihn, obgleich nicht in so grosser Gesellschaft, wieder finden."[4] Der Vorsatz kam ebensowenig zur Ausführung als das Motiv „Wilh. von Od[oardo] angeworben", demzufolge Wilhelm anscheinend als Wunderarzt in den Dienst Odoardos treten sollte.

Die Zweiteilung des Werkes blieb nicht bestehen. Zunächst wurde eine Erweiterung des Schemas zum zweiten Bande nötig,[5] so dass er noch einmal so viel Kapitel als der erste Band (20 : 12) zählte. Obwohl Goethe 1826 in der Ankündigung der Ausgabe letzter Hand „seinen Anschlag auf zwei Bände gemacht" hatte, entsprang bei fortwährenden Erweiterungen des zweiten Bandes die Notwendigkeit zur Ausgabe dreier Bände. Das Datum dieser neuen und letzten Einteilung ist nicht genau anzugeben, sie muss aber in das Jahr 1827 oder in den Anfang 1828 fallen; denn am 30. Dezember 1826 schrieb Goethe an S. Boisseree noch von „der

---

[1] E. F. heisst immer erste Fassung, Z. F. zweite Fassung. [2] Vgl. XXIV, 10,19 und Lesarten S. 3. Ein Rest dieser Binde- und Lösegewalt Nataliens ist auch in den Lesarten S. 118 erhalten, wo Wilhelm „auf sein motivirtes Gesuch durch Natalien und die übrigen hohen Genossen von der beschwerlichen Bedingung eines über drei Tage nicht zu erstreckenden Aufenthaltes befreit" wird. [3] Am 5. Juli 1821. [4] An S. Boisseree am 23. Juli 1821. [5] Paralip. 3.

Ausarbeitung und Abrundung der zwei Bände Wanderjahre", und andrerseits berichtet Eckermann am 11. September 1828 von dem Roman, „dass er als ein Werk von drei Bänden in der neuen Ausgabe hervorgehen" soll. Demnach hätte die Dreiteilung schon vor dem 15. Juni bestehen müssen, da eine Beschäftigung mit den „Wanderjahren" in Dernburg ziemlich ausgeschlossen ist.[1]

Die Entstehungszeit der einzelnen, in der Tabelle der Weimarer Ausgabe[2] und in der ausführlicheren bei Gräf[3] deutlich zu ersehenden Einschaltungen und Veränderungen ist meistens durch Daten auf Handschriften und Paralipomenis oder durch Tagebuchvermerke bestimmt. Wo diese, besonders bei kürzeren eingeschobenen Teilen, fehlen, da ergibt sie sich ungefähr aus der fortlaufenden Arbeit, zumal bei der hier angewandten sinnlichen Arbeitsmethode, bei der die neu auszuführenden Stellen durch buntes Papier angemerkt waren und so von Anfang an nach der Reihe erledigt wurden.[4] Deshalb stammen alle kürzeren oder längeren Zusätze und Veränderungen im ersten Teil bis zum Besuch beim Oheim[5] aus der zweiten Hälfte des Jahres 1825.[6] Eine Ausnahme macht die Ende 1828 vollzogene Einschaltung des chirurgischen Bestecks mit dem sich daran knüpfenden Versprechen Montans, sich für Wilhelms Befreiung von der Wanderschaft bei den Verbündeten zu verwenden.[7] Die nachträgliche Abfassung dieses Stückes ergibt sich daraus, dass die Handschrift 11 auch das Gedicht „Wage der gewandte Stehler" vom 4. Nov. 1828 trägt, und weil ihr Inhalt mit dem Briefwechsel Wilhelms mit dem Abbé[8] zusammenhängt, dessen Paralipomena 45, 46 und 50 ebenfalls das Datum des November 1828 aufweisen.

Der Besuch beim Oheim, in der E. F. kurz angedeutet, wird im Schema 2 auf zwei Tage verlängert und mit der „pilgernden Törin" und dem Briefwechsel Lenardos ausgestattet. Noch fehlt der dritte Tag, aber schon wird im selben Schema durch nachträgliche Einzeichnung die Novelle „Wer ist der

[1] Vgl. das Gespräch mit Eckermann vom 11. September 1828. [2] Die Tabelle in der W. A. XXV, 2. S. XXV enthält mehrere (Druck-)Fehler, besonders fehlt auch die Angabe der Einschaltung XXIV, 287 bis 288,3. [3] Gräf a. a. O. S. 904—908. [4] Vgl. das Gespräch mit Eckermann vom 15. Januar 1827 und die Berichtigung dazu auf Seite X der Einleitung zu den Lesarten. [5] XXIV, 3,21 — 4,20. 8,14 — 21. 14,5 — 17. 45,19 — 46. 49,28 — 56,5. 57,3 — 62,20. [6] Vgl. auch Handschrift 7, 8 und 10. [7] XXIV, 56,6 — 57,2. [8] II. 6 und 7.

Verräter" dem scheidenden Wanderer von dem jüngeren Beamten übergeben, der als Liebhaber der neueren deutschen Literatur „Teuthold jun." genannt ist. Im Laufe des Jahres 1825 entsteht der dritte Tag.[1] Doch sind innerhalb dieser Kapitel 5 — 7 Partieen späteren Ursprungs. Der Unfall, der Felix beim Blumenholen widerfährt, und das Geständnis seiner Liebe zum Schreiben und Reiten[2] sind nachträglich eingefügt, wie auch das parabatisch eingeleitete Ergänzungsstück zu den Eigenheiten des Oheims[3] erst am 10. August 1826 an Schuchardt diktiert worden ist.

Von der Familie des Oheims wird Wilhelm an die Tante Makarie empfohlen. Die Keime der Makariendichtung sind in der E. F. noch äusserst bescheiden. Erst nach dem vorläufigen Abschluss des ersten Bandes, also verhältnismässig spät, wurde dieses Kapitel verfasst. Vom 19. April 1828 stammt der Tagebuchvermerk „Makarie Vorschritt". Wenn die Konzeption der ins Übersinnliche gesteigerten Figur schon früher, vielleicht an den Abschluss des „Mann von fünzig Jahren" fällt, so scheint doch die Ausführung durch den Dornburger Aufenthalt unterbrochen worden zu sein, so dass die Beendigung erst am Schluss des Jahres[4] erfolgte. Bei der Goethe eigentümlichen Anschauung, dass die durch Bewährung im Leben fest gewordene Individualität auf persönliche Fortdauer nach dem Tode rechnen könne,[5] mag indessen gerade in Dornburg die Trauer um den entrissenen fürstlichen Freund die symbolisch-mystische Ausschmückung gezeitigt haben. Unangenehm aber empfinden wir es, dass das zeitlos überlieferte, doch im Anschluss an Kapitel I. 10 zeitlich sich selbst bestimmende Kapitel III. 15, das über Makariens Verhältnis zu ihrem Astronom und zum Sonnensystem bereits Gesagte im wesentlichen wiederholt. Dieser Abschnitt konnte ebensogut fehlen und scheint sein Dasein nur der grössten Sorge des Dichters um Stoff für seinen dritten Band zu verdanken. Desgleichen hat auch das vorangehende Kapitel III. 14 den beabsichtigten Rahmen bei weitem überschritten. Dieses aus einem geplanten Briefe Juliettens[6] erwachsene, die bedeutendsten Personen um Makarie

---

[1] Vgl. Handschrift 24 und Par. 13. [2] XXIV, 119,11 — 18. [3] XXIV, 119,19 — 123. [4] Vgl. Schema 21 und Handschrift 33 und 52. [5] Otto Harnack in seinem Faustkommentar der Heinemannschen Goetheausgabe V. S. 566. [6] Nach Par. 3, 55 und 69.

versammelnde Kapitel wurde erst am 14. und 15. Februar 1829 ausführlich schematisiert und in den folgenden Tagen beendet. Bildet dieser merklich mit Ungeduld geschriebene Abschnitt, der zu den vielen Personen noch die von Werners Gehilfen hinzuführt, einen unorganischen Teil, so beschäftigte sich doch der noch im Schema zum dritten Bande[1] beibehaltene, die Einheit wahrende und von Makarie diktierte Brief Juliettens nur mit dem Schicksal der Schönen=Guten.

Im nächsten Kapitel hängen die Veränderungen am Schlusse von Lenardos Episode[2] mit der Umgestaltung des letzten Dialoges zwischen Wilhelm und dem Antiquitätensammler[3] eng zusammen. Die grundsätzlichen Erörterungen über Erziehung[4] im 11. Kapitel sind wohl 1825 oder 1826 umgearbeitet worden, während die Abfassungszeit des Zusatzes über Lenardo[5] durch das Datum des 18. November 1828 auf Par. 27 gesichert ist. Kurz vorher scheinen die Ansichten des alten Pädagogen im 12. Kapitel[6] in die jetzige Form gebracht worden zu sein, indem das Stück 227,2 — 228 von Goethe eigenhändig auf eine vom 28. August 1828 datierte Rechnung[7] niedergeschrieben wurde.

Seine Erlebnisse im Gebirge und die Fortsetzung seines Verhältnisses zu Nachodine hat Lenardo in seinem Tagebuch erzählt, dessen Vorgeschichte ziemlich merkwürdig ist. Die zwei Teile[8] lagen beim Abschluss der E. F. zum grössten Teil schon fertig vor und waren soweit in den Jahren 1810, 1820 und 21 geschrieben, wozu Heinrich Meyer 1810 die nicht bloss sachlich klare und anschauliche, sondern auch menschlich liebenswürdige und schriftstellerisch anmutige Darstellung der schweizerischen Baumwoll-Industrie geliefert hatte,[9] die beinahe wortgetreu, nur in anderer Verteilung von Goethe aufgenommen wurde. Der erste Teil des Tagebuches ausser den drei Seiten 126 — 128 ist nicht mehr verändert worden. Der schon äusserlich durch Übergehen in die dritte Person erkennbare Nachtrag wurde erst Ende 1828 oder im Januar 1829 verfasst.[10] Über die Ausdehnung des zweiten Teiles zur Zeit der E. F. lässt sich nur mutmassen, doch scheint nicht mehr allzuviel

[1] Vgl. Par. 55 und 69. [2] XXIV, 214 — 218. [3] XXIV, 226 — 228. [4] XXIV, 215,3 — 216,5. [5] XXIV, 216,6 — 218,24. [6] XXIV, 226,25 — 228. [7] Handschrift 60. [8] XXV, 107 — 128 und 227 — 258. [9] Lesarten S. 261. [10] Handschrift 133.

bis zum Schluss gefehlt zu haben. Das Technische war ja schon am 27. Januar 1821 (Tagebuch) auf die einzelnen Tage der Woche verteilt worden. Am 26. und 27. Mai schrieb der Dichter an der Fortsetzung, am 29. Januar 1825 wurde sie wieder „vorgenommen“ und am 30. der Schluss durchgesehen. Für die Reinschrift, die John darauf vom 31. Januar bis 3. Februar 1825 verfertigte und Goethe am 13. Februar nachprüfte,[1] findet sich leider in den Handschriften nichts entsprechendes. Dagegen lässt sich vermuten, dass wir vom Besuch Wilhelms bei der guten Schönen ab[2] meistens mit neuen, nach 1821 verfassten Teilen rechnen können. Der Abschnitt 237,17—245,26 ist es sicher, indem er in der Handschrift 156 überliefert ist, die erst nach dem 19. November 1828 abgefasst worden sein kann, weil ein Stück davon, das von Wilhelm zurückgelassene Blatt,[3] erst am 19. November 1828 von John abgeschrieben wurde.[4] Die darauf folgenden Seiten mit der Erwähnung von Lenardos „schönen technischen Kenntnissen“[5], welche erst in den Bereich der Z. F. gehören und mit dem Namen der „Schönen=Guten“, die in den früheren Teilen „Gute=Schöne“ heisst, weisen auf die Zeit nach 1821 hin. Das Tagebuch als Teil des Romans wird schon in der E. F. genannt und von Lenardo Wilhelm versprochen;[6] es ist aber nicht jenes Heft, das Friedrich seinem Freunde Wilhelm vorliest,[7] und aus dem, wie die Weimarer Ausgabe sagt,[8] in der Neubearbeitung Lenardos Tagebuch erwuchs; denn dort bedeutet es die unmittelbar folgende Novelle „Wo stickt der Verräter“. Dann erscheint das Tagebuch als „Nussbraunes Mädchen 2 und 3“ im Schema von 1825, nach Par. 4 von Hersilie an Wilhelm geschickt.

Mit der Aufnahme der Spinner- und Webergeschichte in den Roman scheint der Dichter gezögert zu haben, wie er am 17. Januar 1829 an Göttling schreibt: „Ich war immer in Sorge, ob nicht diese Verflechtung des streng-trockenen Technischen mit ästhetisch-sentimentalen Ereignissen gute Wirkung hervorbringen könne.“ Die Schweizer haben es Goethe bekanntlich hoch angerechnet und durch die Tafel zu

---

[1] Alle diese Daten stammen aus Goethes Tagebuch. [2] XXV, 238. [3] XXV, 243,20—244,18. [4] Handschrift 158. [5] XXV, 247. [6] Lesarten S. 134. [7] Lesarten 136. [8] Ebenda.

Stäfa 1897 auf Anregung Bertheaus[1] dem Dank Ausdruck gegeben,[2] wobei allerdings Meyer zu kurz gekommen ist.

Die Einleitung und Motivierung des Tagebuches übernimmt das Kapitel III, 4, insofern hier Lenardos frühster „Trieb zum Technischen“ und seine Entsendung ins Gebirge, „um die brauchbaren Wanderlustigen mit in unsern Zug aufzunehmen“, seine theoretischen Ausführungen rechtfertigen sollen. Der 1828 vollzogene Einschub in den ersten Teil des Tagebuches hält die Beziehung zu seiner Aufgabe aufrecht, indem Lenardo den Geschirrfasser anzuwerben sucht.

Der mit kleinen Ausnahmen unverändert übernommenen pädagogischen Provinz und der Geschichte des Mannes von fünfzig Jahren folgt das reizende Bild des Lago Maggiore, das in der Z. F. von vier Briefen meist theoretischen Inhalts umrahmt wird. Dieser Briefwechsel ist ebenso spät — die Schemata 45, 46 und 50 tragen das Datum des 28. November 1828 — entstanden wie alle übrigen neuen Teile des zweiten Buches. Die „Zwischenrede“ wurde erst am 30. Dezember 1828 (Handschrift 99) von John ins Reine geschrieben, während die Fortsetzung des Bergfestes[3] den Dichter schon seit dem Frühling desselben Jahres beschäftigte. Die Arbeit und Teilnahme an dem Lieblingsthema der Geognosie, zumal in satirischer Form und in Verbindung mit der „verneinenden Kraft“ Montans, äussert sich bei dem ganz in seine Dichtung versenkten Goethe unmittelbar im Leben. Am 6. März 1828 führt er mit dem Kanzler Müller eine „lebhaft scherzhafte Unterhaltung im Geschmack von Jarno und Consorten“ und äussert dabei: „Ihr müsst verzeihen, wenn ich grob bin, ich schreibe jetzt eben in den Wanderjahren an der Rolle des Jarno, da spiele ich eine Weile auch im Leben den Grobian fort.“[4] Demnach wäre eine Beschäftigung mit diesem Abschnitte im März 1828 anzunehmen, obwohl die Konzeption schon viel früher erfolgte und das Thema bereits im Par. 1 als „Montan.

---

[1] Goethe und seine Beziehungen zur schweizerischen Baumwollenindustrie nebst dem Nachweis, dass unter Frau Susanna der Fabrikantenfrau in Wilhelm Meisters Wanderjahren Frau Barbara Schulthess von Zürich zu verstehen ist. Dem Schweizer Spinner-, Zwirner- und Weberverein gewidmet von Fr. Bertheau Aktuar des Vereins. Wetzikon 1888. [2] Chronik des Wiener Goethe-Vereins XI, 43. [3] XXV, 26,6 — 32. [4] Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller herausgegeben von C. A. J. Burkhardt. Dritte Auflage Stuttgart 1904 S. 214.

Urgeschichte" vertreten ist. Aber erst am Ende des Jahres 1828 wurde die Ausführung abgeschlossen.[1] Ebenfalls der allerletzten Periode gehört der zeitlos überlieferte Brief Hersiliens II, 10 aus stilistischen Gründen an, zumal er durch seinen Inhalt mit der im Januar 1829 zugefügten Einleitung und Nachschrift ihres nächsten Briefes[2] verknüpft ist. Hingegen waren die zwei letzten Schreiben Hersiliens (III, 7 und 17) schon früher entstanden, sie wurden schon in Par. 1—3 genannt, und das Schema zu III, 17 führt das Datum des 8. Januar 1826.

Im dritten Buche wird die Chronologie einfacher, insofern wir es, abgesehen von den Novellen, mit Teilen zu tun haben, die meistens in den Anfang des Jahres 1829 bis zur Beendigung des Romans am 20. Februar[3] fallen. In diese Zeit gehören das Kapitel III, 11 und die Einleitungen zu III, 10 und 13.[4] Auch Einleitung und Schluss[5] von III, 3 sind hier einzureihen, während die abgerundete, leider nicht beständig durchgeführte Icherzählung von Wilhelms Studium in demselben Kapitel zeitlich nicht eine der allerletzten Arbeiten Goethes ist, óbwohl sie scheinbar nichts mit dem Tagebuchvermerk vom 3. Juni 1807: „Dictirt Holzsurrogat" zu tun hat.[6] Schliesslich wäre noch von der Rede Odoardos (III, 12) zu erwähnen, dass sie schon 1825 im Schema verzeichnet ist und auch um diese Zeit oder noch früher verfasst worden zu sein scheint. Sie würde in den Rahmen der E. F. ebensogut hineinpassen. Desgleichen ist das herrlich gestaltete Schlusskapitel früheren Ursprungs, die Handschrift 174 ist ungefähr vom 10. Januar 1826.

Es bleibt noch die Entstehungsgeschichte der Fortsetzung zum „Mann von fünfzig Jahren" und der drei neuen Novellen zu erledigen. Das Schema zu der Geschichte des Mannes von fünfzig Jahren hatte Goethe schon am 13. November 1820 festgelegt.[7] Ob sich aber die Angaben des Tagebuches vom 5., 6. und 10. August 1823 auf eine weitere Ausführung dieses Schemas beziehen, die doch erst am 22. Oktober 1826 erfolgt ist, oder ob obige Vermerke von 1823 auf die dramatischen

---

[1] Vgl. Handschrift 103, 104 und 106. [2] XXV, 77,1 — 18 und 81. Vgl. Handschrift 120. [3] Eckermann: „Goethe ist froh über die Beendigung der Wanderjahre, die er morgen absenden will." [4] Vgl. Handschrift 140/1 und Par. 66. [5] XXV, 82 — ? und 95 — 100. [6] Gräf a. a. O. 891 hält einen Zusammenhang von „Holzsurrogat" mit der Nachbildung der anatomischen Präparate in Holz für möglich. [7] Par. 31.

Entwürfe[1] hinweisen?[2] Wenn diese wirklich, wie es scheint, zu jener Äusserung zu Kanzler Müller vom 2. Oktober 1823 gehören: „Iffland könnte ein charmantes Stück daraus fertigen, ein alter Onkel, der seine junge Nichte allzuheftig liebt.“ Für eine dramatische Arbeit in den Marienbader Tagen von 1823 spricht jedenfalls, dass keine anderen Entwürfe aus der Zeit von 1820 bis 26 vorliegen. Vielleicht darf man auch aus der dem Jahre 1827 angehörigen, gestrichenen Stelle:[3] „Wie sehr hätten wir gewünscht, diese Szene dramatisch auszuführen“, schliessen, dass die Zeit der dramatischen Entwürfe noch nicht allzulange verflossen war. Ebensogut lässt sich gegen ihre Verlegung in das Jahr 1806[4] einwenden, dass das den Major zur Resignation bestimmende Motiv „Grospapa“ im Par. 40 die reale Grundlage von 1818 und 1820 voraussetzen lassen müsste, so dass Suphans Annahme an Wahrscheinlichkeit gewinnt. Die Hauptarbeit an der Fortsetzung fällt jedenfalls in den Oktober 1826 und in den März und April 1827, ohne indessen in der Zwischenzeit ganz zu ruhen. Erst am oder kurz nach dem 22. Dezember 1828 — die Handschrift 62 ist auf einem Theaterzettel von diesem Tage — wird die Einschaltung der ganzen Novelle in den Roman, indem der sie in E. F. einführende Brief Hersiliens wegfällt, durch die redaktionelle Bemerkung äusserlich motiviert.

Die Geschichte der ertrunkenen Knaben ist ohne Zeitangabe überliefert, scheint aber um 1825 entstanden zu sein, wogegen die „gefährliche Wette“ schon am 1. Juni 1807 Riemer in Karlsbad diktiert worden war. Ihre durch die frühe Abfassungszeit bedingte Einheit der Komposition steht im Gegensatz zu dem „Fragment“ „Nicht zu weit.“ Zwar legt Goethe den Plan dazu in den Annalen schon nach 1821, aber die Ausführung erfolgt doch viel später. Nach dem Tagebuch hat er am 27. Juni 1825 an der Novelle diktiert. Das Ergebnis davon ist vielleicht das Hauptstück,[5] Lenardos Persönlichkeit betreffend, oder das Schema dazu. Die meiste Arbeit und auch die Abfassung der zugehörigen Tektur fällt erst an das Ende des Jahres 1828. Das besagen nicht nur Handschrift 143 und Par. 65, mehr als alle Daten sprechen die Mängel der Komposition dafür.

---

[1] Par. 40 und 41. [2] So Suphan im Goethe-Jahrbuch XXI, 40. [3] Lesarten 102. [4] Diese Annahme hat Erich Schmidt in dem Spielhagen-Album 1899 S. 7 ausgesprochen. [5] XXV, 197,26 — 200.

II. Zum Inhalt der beiden Fassungen.

1. Romanhafter Teil.

Nach Goethe sollen im Roman vorzüglich Gesinnungen und Begebenheiten vorgestellt werden.[1] Diese Definition versagt aber in der Anwendung auf die „Wanderjahre", schon deshalb, weil hier das didaktische Element zu sehr in den Vordergrund tritt und für die Ideen oft der Träger fehlt. Vielmehr unterscheidet Goethe jetzt selbst einen „romanhaften" Teil,[2] der zu den lehrhaften Elementen in Gegensatz tritt. Wir sondern darum ebenfalls den eigentlichen Roman, zu dem wir den „romantischen Faden" der Wanderung Wilhelms, die Verzahnungen mit den Lehrjahren, das Liebesverhältnis von Felix und Hersilie, die Charaktere und vor allem die Novellen rechnen, von dem Ideengehalt.

a. Wilhelms Wanderschaft,

soweit sie in der E. F. reicht, erfährt in der Z. F. einige kleine Änderungen. Schon im Par. 1 bedeutet die Anordnung „Wanderschaft. Montan. Metier. Kästchen.", dass letzteres von Felix nicht mehr wie in der E. F. in einer Höhle gefunden wird, bevor er zu Montan gelangt, so dass dieser es zu sehen bekommt und seine Meinung darüber äussern kann.[3] Der Fund wird in der Z. F. nach dem Riesenschloss verlegt, bei unveränderter Art und Weise des Findens selbst; nur die Anwesenheit

---

[1] Lehrjahre W. A. XXII, 178. [2] Vgl. Tag- und Jahreshefte 1807: „Kleinere Geschichten . . . . sollten alle durch einen romantischen Faden unter dem Titel: Wilhelm Meisters Wanderjahre zusammengeschlungen, ein wunderlich anziehendes Ganze bilden." Im Tagebuch heisst es am 6. August 1807. „Die romanenhaften Motive zu den Wanderjahren überdacht."
[3] Lesarten 8.

Fitzens war jetzt überflüssig wie vorher die Höhle. Abgesehen von einer Änderung in der Zeitrechnung — das dreitägige Zusammensein[1] wird auf zwei Tage verkürzt, aber diese zwei Tage werden jetzt wirklich ganz vorgeführt — erhält das Gespräch zwischen Montan und Wilhelm eine bedeutende Um- und Ausgestaltung. Vor allem wichtig für Wilhelm ist, dass er unter dem Druck von Montans schroffer Forderung des einseitigen und beschränkten Handwerks bekennt, auch schon in diesem Sinne gewählt zu haben, indem er das aus den Lehrjahren bekannte Besteck des Chirurgen vorzieht. Voraussetzung eines erspriesslichen Studiums aber ist, dass er von der „lästigsten aller Lebensbedingungen, nicht länger als drei Tage an einem Orte zu verweilen", befreit wird. Jetzt muss er jedoch weiterwandern, und der Oheim ist das nächste Ziel. Die Lücke an dieser Stelle der E. F. wird durch den dreitägigen Aufenthalt Wilhelms in dessen Familie ausgefüllt. Die Notwendigkeit dieser Inhaltserweiterung ergab sich nicht nur im Interesse des neu entstehenden Liebesverhältnisses zwischen Felix und Hersilie. Es war auch ein Fundament für den in der Luft schwebenden Aufbau der Geschichte des „Nussbraunen Mädchens" ebenso nötig als eine gründliche Bekanntschaft mit Hersilie, für deren schon in der E. F. wichtige Stellung die Voraussetzungen fehlten. Da Wilhelm nicht nur der geduldige Wanderer ist, sondern auch Gutes und Schlechtes lesen muss und in der Z. F. selbst Geschichten erzählt, so bot die fast die Weltliteratur vertretende Familie die beste Gelegenheit, novellistische Einlagen sehr natürlich anzubringen. Hersiliens heiterer, neckischer Charakter rechtfertigt die Einführung der „pilgernden Törin" ungleich besser als der ernste Sinn Lenardos, aus dessen Archiv diese und die Novelle „Wer ist der Verräter?" in der E. F. stammte, und die gerade, tüchtige Juliette erhält jetzt in der Lucinde ihr getreues Spiegelbild. Damit ist aber noch nicht gesagt, dass die Novelle „Wer ist der Verräter?", die Wilhelm beim Abschied erhält und liest, darum eine grössere Berechtigung in der Z. F. hätte. Auch unterbricht sie an dieser Stelle wegen ihrer Länge den Faden der Wanderschaft allzusehr, so dass die Ankunft bei Makarie zu schroff einsetzt. Dieses folgende Kapitel führt den Aufenthalt Wilhelms in Makariens

[1] Lesarten 12: „Nach verflossenem dritten Tage mussten die Freunde . . . von einander scheiden."

Schlosse aus, der in der E. F. nur angedeutet war. Dort hiess es in dem gestrichenen Teil des letzten Briefes der Tante:[1] „Soeben nimmt der junge Mann von mir Abschied, der seit Kurzem in unserem Kreise lebt und durch die seltsamste Gelegenheit uns ziemlich kennen lernte . . . . Er soll unsern Lenardo vorbereiten, schicken oder bringen.“ War also der Weg Wilhelms hier in der E. F. zwar nicht unterbrochen, aber doch nur undeutlich bezeichnet, so erinnert eine Stelle unseres neuen Kapitels auch an eine andere Lücke in der E. F. Der Dichter lässt es sich nicht nehmen, durch Wilhelm auf der Sternwarte seinen bekannten Widerwillen gegen Fernrohr und Brillen zum Ausdruck zu bringen.[2] Wir erinnern uns, dass in der E. F. dasselbe Motiv bei der unorganisch eingefügten Erscheinung Nataliens im Gebirge[3] behandelt war, wo der Redaktor seine „Manuskripte hatte verlassen“ müssen, um den Wanderer mit Natalie durch das Fernrohr zusammenzubringen.

Erhält Wilhelm jetzt beim Abschied von Makarie einen Brief für Lenardo,[4] so hat doch der Dichter vergessen, im folgenden Kapitel auf ihn einzugehen. Sehr leicht hätte er hier auch einen Übergang zu dem folgenden Abschnitt schaffen können, dessen unvermittelter Einsatz geblieben ist, und vor den nur der Titel „Das nussbraune Mädchen“ gestellt wurde. Die Verlegung der Überschrift ergab sich mit der des Briefwechsels zwischen Lenardo, Tante und Nichten auf den zweiten Abend beim Oheim. Der Weg der beiden neuen Freunde Wilhelm und Lenardo zu Valerine bleibt derselbe, doch reiten sie am folgenden Tage in der Z. F. an einer „edlen Villa“ vorüber, die Anlass zu neuen Gesprächen über Lenardos Charakter gibt. Auch hat sich jetzt Lenardo hinsichtlich der Pädagogik mit dem Antiquitätensammler in die Rolle Jarnos geteilt. Dadurch und auch sonst wird die Verknüpfung der Kapitel 11 und 12 in der neuen Fassung eine andere. In der E. F. soll Wilhelm zum Sammler gehen, um Felix zu erwarten und zugleich von ihm Auskunft über dessen Erziehung[5] zu erhalten. Der von Lenardo mitgegebene Brief betrifft nur diese pädagogische Frage, nicht die Angelegenheit Lenardos;

[1] Lesarten 44. [2] Hermann Cohn, Goethes Kurzsichtigkeit und seine Lorgnetten: Wochenschrift f. Therapie und Hygiene des Auges. Dresden 1900 Bd. IV Nr. 8 und Frankfurter Zeitung 9. November 1900. [3] Lesarten 130. [4] XXIV, 195. [5] Lesarten 73.

denn es hiess erst beim Sammler: „Wilhelm vertraute den Fall [Lenardos] seinem Wirte.“[1] Über Nachodine wollte sich Lenardo zu Hause selbst erkundigen, ohne indessen etwas zu erfahren, so dass er Wilhelm in einem durch den Reitknecht übersandten Brief noch eindringlich um seine Unterstützung bittet und der alte Sammler dann eingreift: er hoffe auf die Spur zu kommen, da „die Frommen engeren Zusammenhang als die Bösen haben.“ Indessen aber „zur Vorbereitung“ solle Wilhelm seinen Felix „zu der grossen Lehranstalt“ bringen.[2] In der Z. F. scheidet Wilhelm von Lenardo von vornherein mit dem Auftrage, den alten Freund um seinen Rat zu fragen, der bei seiner „ausgebreiteten Bekanntschaft mit allem, was in dieser Welt durch irgend einen edlen Faden verbunden ist,“ vielleicht auch etwas von dem sich zu den Frommen zählenden Vater Nachodinens weiss. Das ist indessen nicht der Fall, sondern hier weist ihn der Antiquitätensammler auch in dieser nicht pädagogischen Angelegenheit an den Obern: „Aus jenem herrlich gegründeten Mittelpunkt wird man Sie auf den Weg leiten, wo jenes gute Mädchen zu finden ist.“ Leider ist dieser Veränderung weiterhin[3] nicht Rechnung getragen, es heisst dort wie früher: „Wilhelm gelangte an die Grenze der Provinz, und zwar an den Punkt, wo sie der Wanderer, nach des alten Freundes Andeutung, verlassen sollte, um seinem eigentlichen Zweck entgegenzugehen.“[4] Bis zum Eintritt in die pädagogische Provinz verschwindet Felix in der Z. F. aus unserem Gesichtskreis, in der E. F. langt er auf einem munteren Pferdchen in Begleitung eines Reitknechtes glücklich beim Sammler an.

Das Gefüge der „Wanderjahre“ wird nach dem Verlassen der pädagogischen Provinz in der Z. F. leider durchbrochen, indem der Brief Hersiliens[5] wegfällt, der in der E. F. den „Mann von 50 Jahren“ so schön eingeführt hatte. Wenigstens war dort die Verbindung dieses an und für sich fremden Elements mit Wilhelm äusserlich aufrecht erhalten, insofern er als Leser der Novelle denkbar war. Zugleich fehlt jetzt auch

[1] Lesarten 76. [2] Ebenda. [3] XXIV, 258 f. [4] In Bielschowskys Goethebiographie II, 531 ist also die Bemerkung falsch: „Wilhelm verlässt die pädagogische Provinz, ohne auch nur nach Nachodine gefragt zu haben. Goethe hatte ersichtlich über dem schweren Ernst der pädagogischen Kapitel vergessen, dass dies nur einer der Zwecke war, zu dem er ihn die pädagogische Provinz hatte betreten lassen.“ [5] Der Brief Hersiliens fiel weg, nachdem durch das Schreiben Wilhelms an Lenardo Ersatz geschaffen war. (Ende 1828).

der in dem Briefe enthaltene Ausschnitt einer Landkarte mit der Magnetnadel, „die gerade nach Mignons Geburtsgegend, nach ihren Wohnungen hindeutete“[1], so dass in der Z. F. Wilhelms Entschluss einer „frommen Wallfahrt“ in seinem Schreiben an den Abbé[2] aus eigenem Antrieb erscheint. Ob bei dieser Änderung dem Dichter wieder zum Bewusstsein kam, dass er beim Abschluss der Lehrjahre die Reise Wilhelms nach Mignons Heimat als Hauptziel der Wanderjahre vor Augen gehabt hatte, ein Gedanke, der dann so verblasst war? Doch dieser Vorzug der Z. F. schwindet vor anderen Nachteilen, die aus dem Wegfall von Hersiliens Brief erwachsen. Wir wissen nicht, woher Wilhelm Hilarie und die schöne Witwe kennt,[3] dass er „den Wunsch, sie zu sehen, auch noch befriedigen müsse“; und was es mit dem „Blättchen“ für eine Bewandnis hat, das er den betroffenen Damen vorweist.[4]

Am Lago Maggiore endet vorläufig der Weg Wilhelms, der nun nachdem er die für seine Zukunft höchst wichtigen Briefe mit Lenardo und dem Abbé ausgetauscht hat, auf mehrere Jahre aus unserem Gesichtskreis verschwindet. Aus der kurzen Erwähnung[5] in der E. F., „dass eine Zusammenkunft unseres Wanderers mit Lothario und dem Abbé Statt gehabt“, ist der Brief an den Abbé[6] hervorgegangen, dessen Antwort z. T. anch von Lothario handelt. Wenn der Abbé auch Lenardos Angelegenheit bespricht, so geschieht dies eigentlich erst in den Briefen zwischen Wilhelm und Lenardo, von denen Wilhelms Schreiben schon in der E. F. in Hersiliens Brief vorausgesetzt und inhaltlich kurz wiedergegeben wird. Die Schilderung der Auffindung Nachodinens durch Wilhelm erscheint hier „gemütlicher und reizender“. Ausserdem ist uns der Briefwechsel auch willkommen, indem er den Zusammenhang mit den organisierenden Kräften des Weltbundes in der hier einzig möglichen, regelmässigen Form vermittelt, im Gegensatz zu der unorganischen, obengenannten Bemerkung über die Zusammenkunft Wilhelms mit dem Abbé und Lothario in der E. F. Die Hauptsache ist aber, dass Wilhelm die Befreiung von der Beschränkung des dreitägigen Aufenthaltes vom Abbé erhält und nun ungestört seinem Studium obliegen kann. Die mehrjährige Pause und Vorbereitungszeit Wilhelms

[1] Lesarten 110. [2] XXIV, 351. [3] XXIV, 359. [4] XXIV, 360. [5] Lesarten 129. [6] XXIV, 376 f.

kommt in der hier eingeschalteten „Zwischenrede“ zum Ausdruck. Sie hat mit der in der E. F. nur den Namen gemeinsam und könnte höchstens mit der dortigen einleitenden redaktionellen Bemerkung[1] des 13. Kapitels verglichen werden, mit der sie im Zeitmoment und in der Stellung übereinstimmt. Die Notwendigkeit der Zeitverlängerung — in E. F. hiess es: „Dass ein Jahr inzwischen vergangen, seitdem Wilhelm die pädagogische Provinz verlassen, wird dadurch zur Gewissheit, dass wir ihn beim Feste, wozu er eingeladen worden, gegenwärtig antreffen“ — zu „einer Pause und zwar von einigen Jahren“ ergab sich auch bei der nötigen längeren Entwicklungszeit des liebenden Felix von selbst. War also in der E. F. die Wanderschaft wie in der Fortsetzung zur Zauberflöte[2] auf ein Jahr berechnet, so blieb doch hier in der Z. F. bei verlängerter Zeit die Einladung durch den Ältesten beim Abschiede Wilhelms aus der Erzieherprovinz, „nach Verlauf eines Jahres wiederzukehren“, leider bestehen.

Aus der Verborgenheit taucht Wilhelm wieder beim pädagogischen Fest auf. Dieses gibt zu Änderungen keinen Anlass, doch lässt sich Goethe die Gelegenheit des anschliessenden Bergfestes nicht entgehen, um in einer Fortsetzung desselben Wilhelm als Zuhörer an einem Streite über geognostische Probleme teilnehmen zu lassen. Allerdings kommt es dem Dichter mehr darauf an, seine wissenschaftlichen Gegner und Vertreter der „Vulkanität“, der gewaltsamen Eruptionen (A. v. Humboldt) und der „aus der Atmosphäre heruntergefallenen grösseren und kleineren Gebirgsstrecken“ wie im zweiten Faust[3] recht drastisch zu schildern, wobei der mephistophelische Montan, wieder einmal ganz in seinem Elemente, schürt und verwirrt.

Wir kommen zum letzten längeren Aufenthalte Wilhelms beim Wanderbunde. Zwar wird er von dem Vogt nur unter der Bedingung aufgenommen, „drei Tage zu bleiben“[4], aber diese nach Wegfall des Gelübdes der Wanderschaft unnötige und vom Dichter vergessene Beschränkung wird in der Z. F. tatsächlich auch nicht beobachtet, da sich Wilhelm hier viel länger aufhält.[5] Kaum hat er aber das Tagebuch Lenardos ausgelesen, da reisst der „romantische Faden“, und wir werden

[1] Lesarten 116. [2] W. A. XII, 200. [3] Vers 7519 und 10075 ff. [4] XXV, 65. [5] Vgl. XXV, 83, 101, 129, 169, 178 und 191.

ohne weiteres in das Schloss Makariens versetzt,[1] ohne dass Wilhelm uns begleitet. Der Riss wird verschuldet durch die Kapitel III, 14 und 15. Der Grund ist schon früher angegeben worden. Das 14. Kapitel sollte ursprünglich ein von Makarie diktierter Brief Juliettens sein und die Einheit wahren. Auf dem alten Schauplatz finden wir aber Wilhelm auch nicht mehr, und wir könnten höchstens Felix als Ersatz ansehen, welcher seinem Vater nacheilt, der nach der pädagogischen Provinz und nach der Heimat der Schönen=Guten abgereist ist. Am Schluss des Romans ist Goethe also seinem selbst gesteckten Ziele nicht gefolgt, den drei Kapiteln III, 14, 15 und 16 fehlt die verbindende Gestalt. Wie aber Wilhelm jetzt strebend sich bemüht, so wird er von der Wanderschaft ganz erlöst; er wird vom Gesellen zum Meister durch die Tat für Felix in dem letzten Kapitel. An seinem Sohn, der dem Vater durch die entscheidende Frage zum Lehrbrief verholfen hat, macht Wilhelm auch sein Meisterstück, und zum zweiten Male hat ihn „die Natur losgesprochen“.

b. Felix und Hersilie.

Der Unglücksfall des Jünglings im Schlusskapitel erscheint uns als die Folge seiner leidenschaftlichen, halb verzweifelten Stimmung. Seine Liebe zu der älteren Hersilie ist seit der Knabenzeit ungeschwächt geblieben und in diesem Augenblick heisser als je. Die stürmische Szene des ersten Kusses ist nur das Endglied einer Reihe von Einschaltungen, die das zarte Verhältnis des holden Felix zur neckischen Hersilie mittelbar und unmittelbar betroffen. Ihm werden in der Z. F. alle Briefe Hersiliens gewidmet, sei es, dass sie zu diesem Behufe eigens verfasst[2] oder mit einem auf dies Motiv bezüglichen Zusatz[3] versehen werden. Dabei spielt das symbolische Kästchen eine Hauptrolle und dient stets als Anknüpfungspunkt. Soll der genannte Zusatz den Inhalt des einzigen aus der E. F. übernommeneu Briefes Hersiliens dahin richtig stellen, dass das Kästchen nicht Wilhelm, sondern dem holden Knaben gehört, dass dieser also der Herbeigesehnte ist, so erscheint es nicht folgerichtig, dass das Kästchen in III, 17 in ihre Hände kommt. Sollte es doch nur auf einen ausgestellten Empfangsschein und „auf ein mit dem Empfänger verabredetes besonderes

[1] XXV, 261. [2] II, 10 III, 7 und 17. [3] XXV, 81.

Zeichen" hin zurückgegeben werden.[1] 1825 dachte Goethe noch an die Vereinbarung, wie aus den Worten „Anweisung. Kästcheu" in Par. 1 hervorgeht, aber er vergass später, die Bedingung abzuändern. Indessen Felix fern in einer idealen Erziehungsanstalt zur körperlichen und geistigen Reife heranwächst und nur einmal einen Liebesgruss durch den Tabulettkrämer[2] sendet, verzehrt sich Hersilie fast vor Sehnsucht nach dem Jüngling und zugleich auch vor Neugier nach dem Inhalt des Kästchens. Beide, Sehnsucht und Neugier, treten uns in ihrem letzten Briefe als gestillt und wieder neu aufgeregt entgegen. Die von Hersilie geschilderte stürmische Szene geht der nicht weniger lebhaften in dem Schloss des Amtmanns (III, 16) voran, die den von seiner Liebsten scheinbar verschmähten und seinen Vater suchenden Felix in einem Augenblicksbilde gespenstisch vorübereilen lässt, ehe Leser und Amtmann recht zur Besinnung kommen.

c. Verzahnungen.

Hatte Goethe zu Schiller von „Verzahnungen"[3] gesprochen, die am Schluss der Lehrjahre „stehen bleiben und, so gut wie der Plan selbst, auf eine weitere Fortsetzung deuten" müssen, so dachte er dabei vorzugsweise an solche äusserer Natur: an die Reise Wilhelms nach Mignons Heimat und an die Fortsetzung der Tätigkeit des aus der Turmsozietät hervorgegangenen Weltbundes. Gewiss hatte damals Goethe auch vor allem an die Fortführung bestimmter Gedankenreihen, — wie es sich bei einer Trilogie von selbst versteht, — gedacht, aber tatsächlich steht ja der Dichter der „Wanderjahre" auf einem ganz anderen Boden, so dass wir nicht mehr mit Bielschowsky von „Verzahnungen fast ausschliesslich innerer Natur"[4] reden können. Die Frage ist jetzt aber, wie weit beide Fassungen der „Wanderjahre" von ihrer Seite mit den „Lehrjahren" verknüpft sind? Hinsichtlich der Hauptverzahnung der Wanderschaft Wilhelms ist der schon früher genannte Unterschied zu wiederholen, dass in der Z. F. Wilhelms „fromme Wallfahrt" als Folge seines eigenen Entschlusses (Vgl. oben S. 25) und demgemäss als Vorzug der Z. F. erscheint. Der zweite aus den „Lehrjahren" hineinragende Gedanke der

[1] XXIV, 226. [2] XXV, 34. [3] Brief vom 9. Juli 1796. [4] Bielschowsky a. a. O. II, 513.

Kolonisationstätigkeit der Bundesglieder ist in der Z. F. z. T. insofern wieder aufgenommen, als im Gegensatz zur E. F. Amerika von neuem in den Wirkungskreis gezogen wird, wie in den „Lehrjahren“ Jarno dorthin seine zukünftige Arbeitsstätte verlegt hatte.[1]

Unter den Gesichtspunkt der Verzahnungen gehören auch alle Personen, die schon in den „Lehrjahren“ auftreten, und deren Charaktere in der Z. F. sämtlich eine tiefer greifende Behandlung erfahren. Dazu sind Felix, Jarno, Lothario und der Abbé zu rechnen, und Philine und Lydie zählen nur für die Z. F., wenn sie auch aus den „Lehrjahren“ fast nur noch den Namen mitgebracht haben. Selbst die Vorstellung von dem chirurgischen Besteck ist nicht mehr richtig: Wilhelm zieht es wie einen zierlichen Gegenstand „aus dem Busen“ hervor,[2] obwohl wir von den Lehrjahren her den Eindruck einer an einem Bande hängenden Instrumententasche haben.[3] Schliesslich sind noch die verzahnenden Briefe Wilhelms an Natalie zu erwähnen, von denen der erste in dieser Hinsicht schon oben (S. 8) genannt wurde, und deren Zahl in der Z. F. um einen vermehrt wurde.

d. Charaktere.

Das Bild, das Goethe bei der Abfassung seiner „Wanderjahre“ von den „Lehrjahren“ vorschwebte[4], dürfte zur Zeit der ersten und zweiten Fassung gleich abgeblasst gewesen sein. Die Charaktere sind in beiden Fassungen von denen der „Lehrjahre“ weit entfernt und kaum miteinander vergleichbar. Hatte doch der Dichter selbst manche Namen vergessen, woran z. T. ihre überaus grosse Zahl schuld sein mag. Zu den vielen Personen der ersten Fassung fügt die zweite noch weit über ein Dutzend, unter ihnen Odoardo, hinzu, lässt noch den Vater Wilhelms völlig verschieden von dem der „Lehrjahre“ erscheinen[5] und Philine und Lydie nach durchgreifendster Wandlung den Schauplatz betreten. Alle diese genannten Figuren gehören nur einer Fassung an und scheiden aus der Zahl der zu vergleichenden Charaktere aus.

---

[1] Lehrjahre XXIII, 236. [2] XXIV, 56 XXV, 57. [3] Lehrjahre XXII, 44 XXIII, 16 und 207. [4] Düntzer a. a. O. S. 26. [5] Wilh. Creizenach in der Cotta'schen Jubiläumsausgabe XX, 230.

W i l h e l m, dessen Charakter schon im zweiten Teil der „Lehrjahre“ eine Wendung aus dem einseitigen Gefühlsleben nach der Verstandesseite, aber zugleich auch zu grösserer Passivität erfahren hatte, sinkt in der E. F. der „Wanderjahre“ auf das Niveau eines blossen Zuschauers, der durch die „Wanderjahre“ geht[1], herab, um dann wieder in der Z. F. zu der Würde eines tätigen und nützlichen Bundesmitgliedes aufzusteigen. Von dem seine Stellung in der E. F. bezeichnenden Ziel: „ich ging aus zu schauen und zu denken“ geht Wilhelm zur Betätigung von Jarnos Wahlspruch „Tun und denken“ über. Demgemäss muss er in der Z. F. praktischer erscheinen. Zwar hatte er sich schon in den „Lehrjahren“ mit Männern verbunden, „deren Umgang ihn in jedem Sinne zu einer reinen und sicheren Tätigkeit führen“ sollte[2], aber diese Tätigkeit bestand in der E. F. nur im Schauen, und von seiner „theatralischen“ oder dichterischen „Sendung“ war auch noch ein kleiner Rest geblieben. Dort kommt noch seine poetische Begabung zum Ausdruck, oft scheint ihm innerlich „ein geheimer Genius etwas Rhytmisches vorzuflüstern, so dass er sich beim Wandern jedesmal im Takt bewegt“[3]. Ein Erzeugnis seiner Muse ist das „Lied der Wanderer“. Für die pädagogischen Einrichtungen auf dem Gebiete der Musik und Poesie äussert er lebhafte Teilnahme, wenn er auch seinen Irrtum in der dramatischen Dichtung längst eingesehen hat.[4] „Hilarie und die schöne Witwe aufzusuchen, fühlt er sogleich eine stille Anziehung, eine Anwandlung von Sehnsucht“, und ihre „trauliche Geschichte“ schreibt er sorgfältig auf.[5] Diese Wanderung nach dem See ist aber zugleich eine fromme Wallfahrt nach der Geburtsstätte der poetisch-reizvollen Mignon. Wenn also noch das Suchen nach dem wahren Schatz im menschlichen Herzen und, für Lenardo, seine aus den Lehrjahren bekannte vermittelnde Tätigkeit hier Wilhelms Lieblingsbeschäftigung ist, so wird er jetzt in der Z. F. mit gegenständlicher Kenntnis ausgestattet und zu seinem lange gesuchten Lebensberufe geführt. Eine bedeutsame Verschiebung tritt hiermit in seinem Charakter insofern ein, als nach dem Plan der E. F. Wilhelm wahrscheinlich auf der Wanderung nur eine Reihe von sozialen Institutionen[6] — das Handwerk, die Erziehung und den

---

[1] Rob. Riemann, Goethes Romantechnik Leipzig 1902 S. 276. [2] Lehrjahre W. A. XXIII, 116. [3] XXV, 66. [4] XXV, 20. [5] Lesarten 112. [6] J. Schubert, Die philosophischen Grundgedanken in Goethes Wilhelm Meister. Leipzig 1896. S. 82.

Weltbund — oder, wie Sarastro in der Fortsetzung zur Zauberflöte sagt,[1] „die Töne der bedürftigen Menschheit" kennen lernen sollte. Erst mit dem endgültigen Verzicht auf die Ausführung der „Meisterjahre" wurde das Gelangen zum Ziel, zur Vollendung schon in die „Wanderjahre" aufgenommen.

Seinen Entschluss zum Studium der sonst wenig geschätzten Wundarzneikunst erzählt er Natalien auf die unsicherste und verworrenste Weise und lässt ihn als die Folge eines frühen aber wieder vergessenen Jugendwunsches erscheinen.[2] Dieses Zurückgehen auf erste Jugendeindrücke ist aber ein Zeichen des Alters, nur der Greis hat Zeit, Musse und die Fähigkeit, früheste Erinnerungen aus der Kinderzeit wieder aufzufrischen. Hier steht Goethe zu unmittelbar hinter Wilhelm und prägt ihn nach seinem Bilde. Dabei hat Wilhelm aber sein Bedürfnis nach sinnlichen Zeichen behalten. Wie er einst als Jüngling Schärpe und Dolch als Symbole seiner tragischen Muse anlegte, so trägt er hier das chirurgische Besteck als „Fetisch" bei sich. Sein praktischer Sinn lässt ihn jetzt als einen Pilger „auf manche Fälle vorbereitet" sein und bei dem Riesenschlosse einen Knaul Bindfaden zur Hand haben.[3] Sogar das Äussere der gesehenen Städte kennt er in der Z. F., wovon er dem Oheim „auslangende Rechenschaft" geben kann,[4] während er in den Lehrjahren bei der Abfassung des Reisejournals für seinen Vater Laertes' Hilfe bedurfte,[5] weshalb ihm Jarno eine „grosse Reise" geraten hatte, um seine Unkenntnis der Welt zu beseitigen. In E. F. bekundet Wilhelm zwar auch schon bei dem Gatten Valerinens Teilnahme für die „edle Kunst des Feldbaues", aber die „starren Felsen" Jarnos stossen ihn noch ab. In der Z. F. wird er von der Schönen = Guten als kenntnisreich in ihrem Fache bezeichnet, und auch seine sittlichen Belehrungen[6] haben etwas von dem trockenen Lehrton Jarnos oder des Oheims angenommen, von denen er dem ersteren sich immer mehr nähert, während er die Vorliebe des Oheims für Sprüche und Maximen in der Z. F. ebenfalls vollkommen teilt: „Kurzgefasste Sprüche jeder Art weiss ich zu ehren, besonders wenn sie mich anregen, das Entgegengesetzte zu überschauen und in Übereinstimmung zu bringen."[7]

---

[1] W. A. XII, 201. [2] XXV, 38 ff. [3] XXIV, 60. [4] XXIV, 70. [5] XXII, 110 ff. [6] XXV, 243. [7] XXIV, 102.

Obwohl Wilhelm in der Z. F. eine gesteigerte Berücksichtigung seines Charakters erfährt, bleibt doch der Eindruck seiner Persönlichkeit greisenhaft, ohne Teilnahme zu erwecken, weil er selbst vom Dichter keine erfährt. Das Behagen und Fernhalten von allem Aufregenden, das Goethe für die Erhaltung seiner physischen Natur in den letzten Jahren in Anspruch nimmt, ist über den Charakter Wilhelms in erhöhtem Masse verbreitet. Nur wo Goethe selbst, wie bei der plastischen Anatomie, besondere Teilnahme hegt, wird die Rede wieder lebhafter, so dass sich der Dichter durch Friedrich selbst ironisiert: „Bravo! das erstemal seit langer Zeit hast Du wieder gesprochen wie einer dem etwas wahrhaft am Herzen liegt; zum erstenmal hat der Fluss der Rede Dich wieder fortgerissen.“[1] Was Goethe von dem Wilhelm der Lehrjahre gesagt hatte, dass er notwendig so schwankend und biegsam erscheinen müsse, damit die anderen Charaktere sich an und um ihn entfalten könnten,[2] gilt in erhöhtem Masse von dem Helden der Wanderjahre. Der Oheim, Makarie, Lenardo, der Major, sie alle lenken unsere und mehr noch des Dichters Teilnahme auf sich, und die heranwachsende Jugend drängt das vorhergehende Geschlecht vom Schauplatz.

So wird Felix in der Z. F. ein bevorzugter Liebling Goethes. Wie ein roter Faden schlingt sich durch die Z. F. die Reihe der Einschaltungen, die um seinetwillen, wenn auch oft nur in einem kurzen Satze, gemacht wurden. Stand schon der Felix der E. F. dem der Lehrjahre fern, so gilt dies von ihm noch weit mehr in der Z. F. Es ist einer der bedeutendsten Unterschiede der Fassungen in der Zeichnung seines Charakters, dass Felix in der Z. F. nicht mehr das Kind, der Knabe bleibt, sondern zum liebenden Jüngling gebildet wird. Sein Äusseres erfährt eine eingehende und liebevolle Behandlung. In der E. F. verlautete darüber nichts Besonderes, und darum hatte man von ihm die Vorstellung des Kindes aus den Lehrjahren. Für den Knaben, der uns dort schön wie die Sonne entgegentritt, dem „um die offenen Augen und das volle Gesicht sich die schönsten goldnen Locken kräuselten, an einer blendend weissen Stirne sich zarte, dunkle, sanftgebogene Augenbrauen zeigten, und die lebhafte Farbe der Gesundheit

[1] XXV, 95 und 99. [2] Gespräch mit Fr. v. Müller am 29. Mai 1814.

auf den Wangen glänzte,“[1] hatte der Verfasser der E. F. nur einmal die sehr allgemeine Bezeichnung eines „schönen Knaben“ übrig. Sein Bild wird in der Z. F. bestimmt und zu plastischer Anschaulichkeit erhoben. Gleich die drei allerersten kurzen Einschaltungen[2] sollen den lebhaften, schönen, körperlich und geistig sich entwickelnden Knaben in den Vordergrund treten und für seine neu aufkeimende Liebe reif werden lassen. Er erscheint uns hier „für seine Jahre nicht gross, aber stämmig, von breiter Brust und kräftigen Schultern.“ An seine grössere Körperlast erinnert, dass er „auf der tüchtigen Matratze, wie ehmals der unbewusste Ulyss“, von Untergebenen aus dem Gefängnis getragen wird,[3] während das in der E. F. vom Vater selbst besorgt wurde.[4] Im Schlafe erscheint er „frischer und schöner als je; denn eine Leidenschaft hatte sein ganzes Innerstes auf die vollen Wangen hervorgetrieben.“[5] Für Hersilie zieht er sich „mit mehr Sorgfalt als bisher an. Nichts sass ihm knapp noch nett genug, auch hätte er alles neuer und frischer gewünscht.“[6] Die sonst unverändert übernommene Schilderung des pädagogischen Festes ist an zwei Stellen[7] um Felix'willen von Einschaltungen durchbrochen. Das „Wachstum des Knaben, der sich wirklich zum Jüngling heranstreckte, seine gesunde Haltung“ werden hier ebenso gerühmt, wie später die „entschieden fortdauernde Neigung eines zum Jüngling heranreifenden Knaben“ Hersilien schmeicheln will.[8] In „jugendlichstem Glanze wie ein kleiner Abgott“ erscheint er seiner Liebsten,[9] aber er hat nichts knabenhaftes mehr an sich. Der „junge Mann, gut gebaut, von kräftiger Gestalt“ reitet „ohne Sattel und Steigbügel, auch bändigt er das Pferd nur durch eine Trense.“[10] Mit dem Bilde des auf den väterlichen Mantel hingestreckten holden Jünglings, dessen „braune Locken schnell getrocknet sich schon wieder aufrollten“, und dessen „Wangen sich gesund röteten“, schliessen Roman und Charakterzeichnung würdig ab.

Mit der Gestalt entwickelt sich in der Z. F. in gleichem Verhältnis sein Seelenleben, besonders nach der Gefühlsseite. Seine jugendliche Liebe haben wir schon als wichtigen Unterschied der beiden Fassungen erwähnt. Als Bote seines

---

[1] W. A. XXII, 85. [2] XXIV, 3,21–4,20, 8,14–21, 14,5–18. [3] XXIV, 67. [4] Lesarten 21. [5] XXIV, 66 f. [6] XXIV, 93. [7] XXV, 2,17–28, 3,27–4,21. [8] XXV, 37. [9] XXV, 292. [10] XXV, 289.

Liebesgrusses wird der Tabulettkrämer vorübergehend in das pädagogische Fest neu eingeführt. Mit der Liebe steht seine Neigung im Zusammenhang, schreiben zu lernen, „damit er Hersilien einen Brief schicken kann, und reiten wie keiner, damit er immer gleich wieder bei ihr ist.“[1] So bescheidcn die Probe seiner Schreibkunst ausfällt, als Reiter steht er voll seinen Mann. Auf unbeschlagenem und ungesatteltem Pferde jagt er dahin, und es liegt in seiner Wildheit fast etwas Dämonisches. Sein gegenständliches Interesse ist ebenfalls gewachsen. Sein Wille, in der E. F. noch wechselnd nach seinen Neigungen, wird in der Z. F. bestimmter: „In seiner Natur war ein eigenes Gemisch von Herrschen und Dienen; er hatte schon einen Palmzweig und ein Körbchen ergriffen, womit er beides auszusprechen schien.“[2] Er tritt selbständiger auf und „feilscht“ um Kirschen, „da er immer Geld bei sich führt.“ Seine Liebe lässt ihn sich rascher entwickeln, und andererseits ist sie selbst mit ihrem beharrlich verfolgten Ziel Äusserung seines starken Willens. Dieser hat sich aber folgerecht aus dem eigenwilligen und eigensinnigen Charakter der „Lehrjahre“ entwickelt. Dort „ass er immer lieber aus der Schüssel und trank aus der Flasche, liess die Tür auf oder schlug sie zu, und wenn ihm etwas befohlen wurde, wich er entweder nicht von der Stelle oder rannte ungestüm davon.“[3] Kam dazu die Pädagogik der alten Barbara, an der er leidenschaftlich hing, und die ihm allen Willen liess, so konnte sich sein Eigensinn zur entgegengesetzten Tugend entwickeln.

Alles in Allem ist Felix ein sehr lebhafter, begabter, eigenartiger, etwas sprunghaft entwickelter Charakter geworden, ohne indes mit Euphorion etwas gemein zu haben. Der Vergleich, den Alexander Jung[4] hinsichtlich seiner Abkunft und der Wildheit seiner Natur gewagt hat, ist übertrieben. Ihm schwebt immer nur das Kind vor Augen, während wir es doch mit einem entwickelten Jüngling zu tun haben.

Der Oheim. Eine ausführliche, ergänzende Schilderung ist dem Charakter des Oheims zuteil geworden. Das Äussere des „kleinen lebhaften Mannes“ bleibt unberücksichtigt und abstrakt. Manche seiner „Sonderbarkeiten“ sind schon in der

---

[1] XXIV, 119. [2] XXIV, 8. [3] Lehrjahre XXII, 135. [4] Alex. Jung, Göthe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des 19. Jahrhunderts. Mainz 1854 S. 82.

E. F. angedeutet, und seine Vorliebe für Inschriften in den Feldern über den Türen konnten wir bereits mit Wilhelm in seiner unfreiwilligen Haft bemerken. Doch sind fundamentale Sprüche wie „Besitz und Gemeingut" oder „vom Nützlichen durch's Wahre zum Schönen" erst der Z. F. vorbehalten. Des Oheims grosse Arbeitskraft ist dort nur in knappen Umrissen gezeichnet, „seine Eigenheit, wie er immer nur auf Eines losgeht und das erst zu Stande bringt, und inzwischen alles andere ruhen und schweigen muss; wodurch er denn freilich vieles geleistet hat, was über die Kräfte eines Partikuliers zu gehen scheint."[1] So allgemein wird dort seine „schönste Besitzung", der grosse Garten „nur der Fruchtbarkeit, wie es schien, gewidmet, obgleich mit Obstbäumen reichlich ausgestattet", und so unbestimmt der Altruismus des Herrn geschildert, der „im höheren Sinne wohltätig ist, dass er alles um sich her zum Tun und Schaffen aufregt." Im besonderen betätigte er diese Sinnesart in E. F. schon an Valerine, für deren Ausstattung er viel tat,[2] während es bei seiner jedenfalls gut gemeinten Gewohnheit, aus seinen unendlichen Baumschulen fleissigen und sorgfältigen Anbauern die jungen Stämme umsonst, nachlässigen um einen gewissen Preis zu überlassen"[3], undeutlich erschien, welches eigentümlich Gute und Nützliche er damit bezweckte. Die Erklärung gibt die Z. F. in seinem liberalen Wahlspruch: „Vielen das Erwünschte." Wie wir erst hier seine Jugendgeschichte, seine Übersiedlung nach Europa mit der ihm unschätzbar erscheinenden Kultur und die Übernahme der Familiengüter erfahren, die er „freisinnig zu behandeln und wirtschaftlich einzurichten wusste"[4], so sehen wir auch „seine kräftigen Mannsjahre" in die Zeit der Beccaria und Filangieri fallen, deren „Maximen einer allgemeinen Menschlichkeit" sich sein „strenger Charakter nach Gesinnungen ausbildete, die sich ganz auf's Praktische bezogen"[5]. Seiner liberalen Religionsauffassung steht manche pedantische Ansicht auf sittlichem Gebiete gegenüber, wie auch seine Ansichten über bildende Kunst höchst eigenartig und kleinlich genannt werden müssen: Er hat es sich „zur Pflicht gemacht, sich mit keiner Antiquität, sie sei auch noch so schön und wunderbar, zu belasten, wenn er nicht wisse,

---

[1] XXIV, 198. [2] XXIV, 211. [3] XXIV, 68. [4] XXIV, 122. [5] XXIV, 96.

wem sie früher angehört und was für eine historische Merkwürdigkeit damit zu verknüpfen sei,"[1] weshalb er das Prachtkästchen als „völlig unnütz" zurückweist. Für ihn sind nur das historische Portrait, geographische Abbildungen und Prospekte der merkwürdigsten Städte vorhanden. Alles was „auf Religion, Überlieferung, Mythologie, Legende oder Fabel hindeutet," wird verbannt, und allein das geduldet, wodurch „die Einbildungskraft nur gefördert werde, um sich das Wahre zu vergegenwärtigen."[2] Eine solche für das Gemeinwohl rastlos bemühte Natur darf sich auch am Lebensabend keine Ruhe gönnen. In Juliettens Gemahl ersteht ihm ein Mitarbeiter „nach seinem Herzen", aber bis zum Tode bleibt er selbst Herr, während in der E. F. dieser reiche Schwager Lenardos „zur höchsten Zufriedenheit des Oheims die Verwaltung aller Güter übernahm."[3] In manchen Zügen erinnert er lebhaft an Rat Goethe — wie dieser ist er Liebhaber des Italienischen und ausgesuchter Weine, hat Stadtprospekte hängen, treibt seinen Neffen beziehungsweise Sohn zur Reise und ist unter keinen Umständen zu bewegen, eine Nacht „ausser seinem gewohnten Bett zu schlafen."[4]

Lenardo ist oder wird eine der wichtigsten Personen in den Wanderjahren. Er gehört zu den Lieblingen des Dichters und wird darum in der Z. F. mit grösserer Sorgfalt behandelt. Wir lernen ihn in seinem leidenschaftlich verworrenen Zustande nach der „Kreisfahrt durch das gesittete Europa" kennen, ohne dass in der E. F. irgend ein Zug auf seine technischen Fähigkeiten und Triebe hinwiese. Ja vielmehr, als er Gelegenheit[5] bei Valerinens Gatten hätte, diese zu zeigen, kümmert er sich um die Geschäfte des Gutsbesitzers und um seine technischen Liebhabereien im Gegensatz zu Wilhelm fast gar nicht. Man kann hier seine Teilnahmslosigkeit nicht damit entschuldigen, dass er mit der wiederzusehenden Valerine allzusehr beschäftigt sei, um sich in diese Sachen näher einzulassen. Denn nach der Zerstörung seiner Hoffnung durch die Blondine, wo er mindestens in gleicher Niedergeschlagenheit sein muss, besitzt er sehr wohl die Stärke von seiner Sinnesart, seinen Plänen, vom pädagogischen Utopien u. s. w. zu sprechen. Auch in den später fallen

[1] XXV, 167. [2] XXIV, 93 f. [3] Lesarten 133. [4] Vgl. XXV, 41 und 263. [5] XXIV, 210.

gelassenen Kapiteln[1] der E. F. lesen wir nirgends ein Wort von seinem „technischen Triebe", obwohl vieles andere. Goethe kam es zum Bewusstsein, dass der Schreiber des „Tagebuches" auch als dazu befähigt gelten musste: „Von Jugend auf entwickelte sich in ihm eine gewisse muntere, technische Fähigkeit, der er sich ganz hingab und darin glücklich zu mancher Kenntnis und Meisterschaft fortschritt."[2] Und noch einmal wiederholt er selbst diese Worte Makariens.[3] Dabei fühlt er sich „nach uranfänglichen Zuständen hingezogen", und seine „Einbildungskraft sucht sich über dem Meer ein Behagen, wo ein bisher vernachlässigter Familienbesitz in jenen frischen Gegenden ihn hoffen lässt, ein im Stillen gefasster, seinen Wünschen gemäss nach und nach heranreifender Plan werde sich endlich ausführen lassen."[4] Und in Amerika „will sich Friedrich mit Lenardo besonders hervortun, um zu zeigen, wie man eigentlich von vorn beginnen und einen Naturweg einschlagen könne."[5] Lenardo wird also in der neuen Fassung zum Auswanderer, während er in der E. F. geradezu das Haupt der „wandernden" Gesellschaft war.[6] Die brauchbaren Wanderlustigen hat er sich im Auftrage der Gesellschaft im Gebirge selbst auszusuchen, so dass er auf dem Wege in das Haus Susannas gelangen muss. Dieses zufällige Auffinden des nussbraunen Mädchens in der Z. F. ist es in der ersten durchaus nicht. Lenardo gesteht dort:[7] „Zur Entdeckung ward ich leidenschaftlich hingetrieben, und Trotz ihrer klugen Sorgfalt kam ich doch auf die Spur." Seiner Leidenschaft gegenüber wird in der Z. F. mehr die heilende Kraft der Tätigkeit hervorgehoben, wie er selbst dieses Universalmittel nennt:[8] „Tun ohne Reden muss jetzt unsre Losung sein," und „die Sehnsucht verschwindet im Tun und Wirken." Das klingt weniger sentimental als sein Ausspruch in der E. F.:[9] „mich überlassen Sie der Zeit, dem Verstande und womöglich der Vernunft," und insofern vertritt er den Grundsatz der ungeschwächten, sich steigernden Tätigkeit des Dichters. Diesem neuen praktischeren Standpunkt Lenardos in der Z. F. entspricht es auch vollkommen, dass das „Archiv" und „der reiche Schatz seiner Sammlung" von Novellen gestrichen wird.[10]

---

[1] Lesarten 28 f und 133 f. [2] XXIV, 194. [3] XXV, 104. [4] XXIV, 217. [5] XXV, 264. [6] Lesarten 133. [7] Ebenda 134. [8] XXIV, 375. [9] XXIV, 219. [10] Lesarten 136 und 29.

Lenardo ist das Ideal der „Wanderjahre". Ein positiver Charakter, von Jugend auf in seinem Fache einseitig gebildet und darum seinen Platz im Leben ausfüllend, vereinigt er in sich, was Wilhelm entzogen oder nur kärglich zugeteilt wird.

Hersilie, die Muntere, Lustige, „leicht zu Entzündende," an allem, was „heiter und zierlich" ist, Anteilnehmende, bleibt auch in der Z. F. das „launige und wunderliche Mädchen", wie es ihr die ganze Welt seit langen Jahren vorwirft. Ihrem Temperament ist natürlich die französische Literatur am angemessensten, die sie sich als ihr eigenstes Gebiet ausgesucht, und die Wahl ihrer Übersetzung der „pilgernden Törin" entspringt ihrem Wesen, während ihr in der E. F. die Sendung des im ernsten Ton gehaltenen „Mann von 50 Jahren" weniger lag. Ihre Bedeutung wird aber in der Z. F. wesentlich erhöht durch ihr neugeschaffenes Verhältnis zu Felix. Gedachte sie in ihren Briefen der E. F. stets nur Wilhelms und nahm sie das Schlüsselchen nur seinetwegen, „um des Freundes willen, an den sie oft und jetzt unaufhörlich denkt," so ist sie hier von ihrer Liebe zu Felix so ernsthaft durchdrungen, dass man kaum von einer Verirrung reden könnte.

Makarie. Der Leser der E. F. hätte es sich kaum träumen lassen, dass die Tante und Schreiberin dreier ziemlich unindividueller Briefe eine so hervorragende Stellung in der Z. F. einnehmen würde. Schwerlich konnte er sich überhaupt ein Bild von ihr machen, von der er nur erfuhr, dass sie sehr leidend sei und Kopfweh habe, deren Einsicht und Billigkeit beiläufig erwähnt wurde, und die von Lenardo gerechter urteilte, dass er „Zutrauen verdiene." Von dem hiermit erschöpften Bilde Makariens in der E. F. löst sich die erhabene, in die Welt der Gestirne hineinragende Gestalt der Z. F. ab. Ihr übernatürliches Verhältnis zu Sonne und Planeten bringt Gräf mit der Lesung des Werkes „Populäre Astronomie ohne Hilfe der Mathematik", von M. L. Frankenheim übersetzt, in Zusammenhang, dessen Lesung Goethes Tagebuch am 9., 10., und 12. April 28 gedenkt.[1] Svedenborgische Einflüsse mögen vielleicht ebenso richtig anzunehmen sein als die von Leibnizens Monadenlehre; denn der das Sonnensystem in sich tragende Geist Makariens kann ebensogut die das Universum wiederspiegelnde Monade vorstellen, zumal bei des Dichters

[1] Gräf a. a. O. S. 1106.

Glauben an die Fortexistenz der Seele als Weltmonade,[1] der sich eben jetzt betätigen konnte. Wie weit aber das Urbild Makariens und ihres Astronomen in der Herzogin-Witwe M. Ch. Amalie von Sachsen-Gotha-Altenburg und des berühmten Astronomen F. Xaver Zach zu suchen sei, wie es Wilh. Förster[2] in seinem Wahrscheinlichkeitsbeweise nahe legt, ist unbestimmt. Ebenso wahrscheinlich ist, dass Goethe von seinem eigenen Wesen in Makariens starke Empfindlichkeit gegen jeden meteorologischen Einfluss gelegt hat, so dass Rich. M. Meyer[3] Makarie eine ins Mythologische gehende Übertreibung von des Dichters eigener Wetter-Empfindlichkeit genannt hat.

Auf ihrem „sittlich-schönen, teilnehmenden und teilgebenden Wesen“ beruht Makariens zentrale Stellung in dem Roman, von der sie nach allen Seiten gleichmässig und in die Ferne wirkt. Denn das ist das Eigenartige an der ätherischen Person, dass sie „bei gedämpftem inneren Licht äussere Pflichten auf das treueste erfüllt.“ Ihre Hauptaufgabe besteht darin, dass sie „im Vorhalten eines sittlich magischen Spiegels, durch die äussere verworrene Gestalt irgend einem Unglücklichen sein rein schönes Innere weist und ihn auf einmal erst mit sich selbst befriedigt und zu einem neuen Leben auffordert.“ (Vgl. S. 50 f) Und wie sie durch ihre Sammlung einzelner guter Gedanken, „die aus einem geistreichen Gespräch wie Samenkörner aus einer vielästigen Pflanze hervorspringen,“[4] in der teilnehmenden Nachwelt fortleben wird, so ist ihr auch früher oder später eine Apotheose beschieden, wie sie Wilhelm im Traume erlebt. Sie erscheint uns als die reinste Verkörperung des Ewig-Weiblichen, insofern wir darunter die liebreiche, verzeihende und geduldige Güte in der Form weiblicher Hoheit verstehen, und indem Goethe

---

[1] Vgl. dazu Goethes Äusserung zu Falk 1813: „Ich wünsche, dass ich einst diesem Wieland als einer Weltmonade, als einem Stern erster Grösse nach Jahrtausenden wieder begegnen möchte und Zeuge davon wäre, wie er mit seinem lieblichen Lichte alles, was ihm irgendwie nahe käme, erquickte und aufheiterte. Für die besten Geister erhoffe ich, dass sie an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte teilnehmen werden.“ [2] Wilh. Förster, Zur Geschichte einer astronomischen Episode in Goethes Wanderjahren: Westermanns Monatshefte 1879 Heft 273. [3] Rich. M. Meyer, Goethes Art zu arbeiten: Goethe-Jahrbuch XIV, 184. [4] XXIV, 188.

„das Ideelle unter einer weiblichen Form oder unter der Form des Weibes konzipiert.“[1]

Nachodine oder die Schöne-Gute. Wie Wilhelm am Schluss seiner Irrfahrten das ihm zugebildete Ideal Natalie findet, so Lenardo nach seiner Wanderschaft die Schöne-Gute. Sie nimmt in den „Wanderjahren“ die Stellung Nataliens ein, wie schon ihr Name ihre vorzüglichen Eigenschaften nach Aussen und Innen versinnbildlicht. Doch wird sie zum Typus der klaren, tüchtigen, edlen Frau erst in der Z. F., und die von der schweizerischen Jugendfreundin Barbara Schulthess einst empfangenen Eindrücke scheinen für den älteren Dichter wieder lebhafter geworden zu sein, wenn die „immergleiche“ Bäbe wirklich das Modell ist.[2] Die E. F. verrät nicht allzuviel Enthusiasmus des Dichters für das nussbraune Mädchen. Die Brünette, „die man keine Schönheit nennen durfte, ob sie schon rüstig und entschlossen zu werden versprach,“ wird dort nach ihrer Vertreibung von Wilhelm im Gebirge aufgefunden und ihr Zustand und Wesen dahin charakterisiert, „dass es nicht möglich sei, dieser seltenen Person, nach ihrer Art und Weise, einen bessern Zustand zu wünschen, noch ihr in dem gegenwärtigen irgend etwas wahrhaft Förderliches zu erweisen,“ und dass sie durch eigene Tätigkeit und Verdienst glücklich“ sei.[3] Dieser hiermit erschöpfte Bericht fällt in der Z. F. fort und wird ersetzt durch jene knappe, liebevolle, Wort für Wort ihr Wesen ausdrückende Schilderung:[4] „Häuslicher Zustand auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiss und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältnis der Pflichten zu den Fähigkeiten und Kräften. Um sie her bewegt sich ein Kreislauf von Handarbeitenden im reinsten anfänglichsten Sinne; hier ist Beschränktheit und Wirkung in die Ferne, Umsicht und Mässigung, Unschuld und Tätigkeit. Nicht leicht habe ich mich in einer angenehmeren Gegenwart gesehen, über welche eine heitere Aussicht auf die nächste Zeit und die Zukunft waltet.“

---

[1] Riemers Tagebuchbericht vom 23. Nov. 1899; v. Biedermanns Gesprächausgabe II, 284. [2] Suphan Goethe-Jahrbuch XIII, 149 ff; Vgl. Ludwig Hirzel, Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich. Neujahrsblatt hrsgb. von der Stadtbibliothek in Zürich. Leipzig und Zürich 1888. [3] Lesarten 79. [4] XXIV, 350.

Die Skizze, die Wilhelm von der „warmherzig klugen Schweizerin“ entwirft, ist nicht übertrieben, und wenn Nachodine einen Zug mit ihrem Urbilde gemein hat, so ist es ihre eben angedeutete und weiterhin ausgeführte Richtung zum Göttlichen.[1] Wie sich Barbara Schulthess in Lavaters Kreise die Freiheit des religiösen Sinnes bewahrt hat, so die Schöne-Gute in einer frömmelnden Umgebung,[2] in der sie nur den Sohn des Hauses, mit dem sie „eine Leidenschaft zu irgend einem Wahren, Guten, sowie zu möglicher Ausübung desselben vereinigte“, als gleichempfindenden Freund gefunden hat.[3] Auch von einer „Wirkung in die Ferne“ war in der E. F. nicht die Rede. Ihrer Weitsichtigkeit entspringt jetzt die begründete Furcht vor dem überhandnehmenden Maschinenwesen. Die geplante Abhilfe wird durch den plötzlichen Tod ihres edlen Bräutigams zunichte gemacht, und sie wird als jungfräuliche Witwe ratlos, zumal in dem neuen Zwiespalt, in den sie Lenardos Neigung bringt. Der Ausweg ist, dass sie sich der wandernden Gesellschaft anschliesst, ihr Besitztum dem Gehilfen übergibt, der seinerseits mit dem Geschirrfasser Maschinen einrichtet, und bei Makarie an die Stelle von Angela tritt. Doch bleibt das Problem ihrer Verbindung mit Lenardo ungelöst und den „Meisterjahren“ überlassen.

Wenn Jarno in den beiden Teilen der „Lehrjahre“ eine kleine und in der Zeit bis 1821 eine grössere Wandlung durchgemacht hat, ohne indes aus der durch die Eigenart seiner mehr negativen Natur bestimmten Bahn getreten zu sein, so wird sein Charakter in der Z. F. durch eine ganze Anzahl von Zügen bereichert, die seine Grundlinien z. T. fortsetzen, z. T. aber auch Widersprüche hineinbringen. Zunächst ist in Übereinstimmung mit der E. F. und den Lehrjahren seine Art, „sich nur mit Dingen abzugeben, die die Hoffnung übriglassen, sie zu begreifen.“ Mehr ist auch seine Abneigung gegen die Vielseitigkeit der Bildung in der Z. F. betont, „die eigentlich nur das Element vorbereitet, worin der Einseitige wirken kann“; die allgemeine Bildung hält er überhaupt für „Narrenspossen“, und in seinem Menschenhass sagt er „manches Harte mit heftigen und bitteren Worten, wie er gewohnt ist.“ Während aber seine Menschenflucht in der E. F. mehr in den Vordergrund tritt, indem er in einem später

[1] XXV, 237. [2] Suphan a. a. O. [3] XXV, 235.

gestrichenen Teile[1] beim Abschied von Wilhelm beteuert, „er werde nunmehr so tief in das wüste Gebirge fliehen, dass ihn gewiss Niemand wieder aufzufinden im Stande sein solle“, und er beim Wiedersehen unter den Bergleuten mit Wilhelm nur wenige Worte wechselt, sind seine Dialoge mit Wilhelm in der Z. F. weiter ausgesponnen. „Von bergmännischen Unternehmungen und den dazu erforderlichen Kenntnissen und Tatfähigkeiten den Sinn voll“, trägt er Wilhelm „auf das genaueste und vollständigste mit Leidenschaft vor, was er sich alles in beiden Weltteilen von solchen Kunsteinsichten und Fertigkeiten verspreche.“[2] Freilich steht diesem „leidenschaftlichen“ Vortrage beim ersten Wiedersehn ein sehr kurz abschneidendes „Keineswegs! die Gebirge sind stumme Meister und machen schweigsame Schüler“[3] gegenüber, als Wilhelm ihn beim Bergfest bittet. „freigebiger mit Aufklärung und Unterricht zu sein“. Diese schwankende Art Montans ist nicht die einzige in der Z. F. Der Jarno, der in den Lehrjahren über den Hokuspokus und das Geheimnistun der jugendlichen Turmgesellschaft lächelt,[4] unterstützt Wilhelm in der Geheimhaltung seines gewählten Berufes in dem Gesuch an den Abbé, so dass dieser selbst ihn einen „wunderlichen Mann“ nennt.[5] Er, der über alle Torheiten der Menschen erhaben ist, wird argwöhnisch gegen die Gesellschaft an der Nachtstätte und wittert einen Schatzgräber unter ihnen aus,[6] ja er wird sogar selbst der Held eines „terrestrischen Märchens“ und bekehrt sich zur Anerkennung der Rhabdomantie (Wünschelrute).

F r i e d r i c h. Mag man 1821 überrascht gewesen sein, den leichtsinnigen, „gewöhnlich mehr Wein als billig“ trinkenden Friedrich in so ernster Gesellschaft und gar als Mitglied des Vorstandes wiederzufinden, so wird man sich 1829 erst recht gewundert haben, dass eine solche Begabung in dem jungen Manne steckte, ohne dass man in den „Lehrjahren“ davon den Eindruck hatte, obwohl er sich ausdrücklich auf die Zeit seiner mit Wilhelm verlebten Theaterlaufbahn beruft:[7] „Wie oft hab' ich nicht ohne Buch souffliert, wie oft in wenigen Stunden die Rolle aus dem Gedächtnis geschrieben!“ Verdanken wir jetzt „Friedrichs glücklichem Talent des Auffassens und

[1] Lesarten 12. [2] XXIV, 52. [3] XXV, 26. [4] Lehrjahre XXIII, 210 ff. [5] XXIV, 378. [6] XXIV, 57. [7] XXV, 102.

Festhaltens die Vergegenwärtigung interessanter Szenen" — gemeint ist das Bruchstück „Nicht zu weit", — so kann er auch über Religion, Sitte und Einrichtungen des Idealstaates Auskunft geben. Dabei ist ihm aber eine gewisse Heiterkeit geblieben, wenn er auch als Vater und Gemahl an stattlicher Würde gewonnen hat. Die Befürchtung Nataliens,[1] dass er das Opfer der pädagogischen Versuche des Abbé werden würde, ist also glücklicherweise nicht eingetroffen.

Der Abbé. Ein Unterschied im eigentlichen Sinne ist in dem Charakter des Abbé erster und zweiter Fassung bei seiner völligen Vernachlässigung in ersterer nicht nachweisbar. Oder es kann eben aus den zwei Sätzchen in der E. F., der „kurzen Erwähnung, dass eine Zusammenkunft unseres Wanderers mit Lothario und dem Abbé Statt gehabt"[2] und der Bemerkung: „Lothario, Werner und der Abbé von ihrer Seite setzen die höchste Tätigkeit fort"[3], wo also des Abbé und Werners Tätigkeit auf gleicher Stufe erschienen, seine vollständige Bedeutungslosigkeit in der E. F. entnommen werden, obwohl der erzählende Friedrich auch ihn in seiner Bedeutung zu würdigen Gelegenheit gehabt hätte. Die Z. F. wird ihm gerechter und den „Lehrjahren" gemässer, wo er „die Herrschaft über alle dem freien und scharfen Blick verdankt, den ihm die Natur über alle Kräfte, die im Menschen nur wohnen, gegeben hat."[4] Ob er, wie er in den „Lehrjahren" die Absicht gehabt hatte, nach Russland gegangen ist oder nicht, er erscheint in der neuen Fassung weiter als die Seele des aus dem Turm hervorgehenden Weltbundes. An ihn richtet Wilhelm sein Gesuch,[5] und von ihm erhält er die Entbindung von aller Beschränktheit „im Namen aller" angekündigt.[6] Sein in den „Lehrjahren" gerühmter scharfer Blick lässt ihn Friedrichs Gabe entdecken,[7] und sein Vorrang in der „Gesellschaft" erscheint uns um so gerechtfertigter, als er mit der grössten Weitsicht das Verhältnis von Kunst und Handwerk feststellt und der Hausfrömmigkeit die Weltfrömmigkeit vorzieht:[8] „Wir müssen unsre redlich menschlichen Gesinnungen in einen praktisehen Bezug in's Weite setzen, und nicht nur unsre Nächsten fördern, sondern zugleich die ganze Menschheit mitnehmen." In dem neuen Staat übernimmt er[9] „Lesen,

[1] Lehrjahre XXIII, 168. [2] Lesarten 129. [3] Lesarten 133. [4] Lehrjahre XXIII, 216. [5] XXIV, 351. [6] XXIV, 378. [7] XXV, 102. [8] XXIV, 378. [9] XXV, 212.

Schreiben, Rechnen mit Leichtigkeit der Masse zu überliefern."

Lothario teilt mit dem Abbé das Schicksal, dass er aus der unverdienten Versenkung in der E. F., d. h. seiner zweimaligen blossen Nennung, in der Z. F. wieder zum Vorschein kommt, um einmal eine Reise zu den „Pädagogen" zu unternehmen, „um sich tüchtige Künstler, nur sehr wenige, zu erbitten" und „den völligen Abschluss" vorzubereiten.[1] Dann aber findet seine in den „Lehrjahren" oft erwähnte, auch von der „schönen Seele" erzählte „unüberwindliche Neigung zum Soldatenstande" in dem neuen Staate praktische Verwertung.[2] Bei der „Übung, anzugreifen und sich zu verteidigen", ist Lothario „in seinem Felde." Das Kriegshandwerk wird sehr nach dem Sinne des alten Kämpfers sein, den wir in den Lehrjahren vom Feldzug aus Amerika haben zurückkehren sehen.[3] Ob er aber jetzt mit seiner endlich errungenen Therese nach Amerika gern zurückgeht,[4] nachdem er in den Lehrjahren in „seinem Hause, in seinem Baumgarten, mitten unter den Seinigen" erklärt hat:[5] „Hier oder nirgend ist Amerika!"? Entweder gelten in dem Verein, dem er angehört, keine individuellen Wünsche, oder der Dichter hat auch Lotharios Vorgeschichte vergessen gehabt.

Der Amtmann. Wenn die Einführung einer neuen Gestalt für die Z. F. unglücklich genannt werden muss, so ist es die des Amtmanns. Ohne Zweifel verdankt er sein Fortleben im Roman nur dem Stoffmangel im dritten Bande. Wie der erste Einschub in III, 1 erst im Dezember 28 oder Januar 29 entstanden ist,[6] so auch das Kapitel III, 16. Wohl könnte man den Egoisten als Gegensatzfigur oder als Mittel zur Selbstironisierung des Dichters hinsichtlich seines mühsam konstruierten Gesellschaftssystems zu rechtfertigen suchen. Aber es hiesse doch mit den ernstesten Dingen sein Spiel treiben, wenn Menschen, die von der Reellität des „Bundes" überzeugt sind — wir wissen, dass der Amtmann zu den drei

---

[1] XXIV, 377. [2] XXV, 212. [3] Lehrjahre XXII, 103. Julius Goebel hat in seiner Zusammenstellung „Amerika in der deutschen Dichtung" (Festgabe für Rudolf Hildebrand. Leipzig 1894) S. 125 Lotharios Teilnahme am Unabhängigkeitskrieg nicht erwähnt und ebenso haben J. T. Hatfield und Elfriede Hochbaum The Influence of the American Revolution upon German Literature (Americona Germanica Vol. III No. 3/4; New York 1901) diese für Goethe bedeutsame Betätigung Lotharios übersehen. [4] XXV, 260. [5] Lehrjahre XXIII, 20. [6] Handschrift 116.

Vorgesetzten, also mit zu dem Verein gehört — der Ausbeutung durch einen habsüchtigen Menschen ausgesetzt werden.

Der Major erhält in der Fortsetzung der Novelle „der Mann von 50 Jahren“ eine gleichmässige, im allgemeinen doch sinkende Charakterentwickelung. Auch er wird wie Wilhelm durch seinen Sohn verdrängt, allerdings z. T. auch vom Dichter beabsichtigt, um der zeitgemässen Neigung der Kinder zum Siege zu verhelfen. Während das vierte Kapitel noch ihm gewidmet ist, tritt Flavio im fünften ganz in den Vordergrund und behauptet sich in dieser Stellung. Die behagliche Ruhe des tätigen Mannes wird durch ein aufflackerndes Jugendfeuer unterbrochen, das aber ebenso schnell wieder zusammensinkt und von der schönen Witwe nur mit aller Mühe vor dem vollständigen Verlöschen bewahrt wird. Sie kennt die poetische Begabung des Majors und weiss dem sich Sträubenden „seine beschreibende und in einem gewissen Sinne belehrende Dichtung abzulocken, zur Überraschung des Lesers, da sich in der E. F. nicht die leiseste Andeutung von dem Talente des Majors findet. Auch das Schema von 1820 enthält noch nichts davon. Demnach würde er jetzt erst „dem mit lateinischer Poesie und eigenen Versuchen beschäftigten, junge Mädchen anschwärmenden Major Knebel“[1] ähnlich sein, obwohl dieser in der Folge vor dem alten Goethe wieder ganz zurücktritt. Die Einführung des Majors gestattete, dass der Autor, wenn auch nicht das beabsichtigte „romantische Jagdstück“ der „Novelle,“ so doch seinen mehr als je geliebten Horaz und Ovid und wenigstens eine prosaische Umschreibung des elegischen „Jagdgedichtes“ anbrachte, „das mehr als ein Abschied von diesen Lebensfreuden“ in „sorgfältiger Reinschrift vor Jahren mit lateinischen Lettern, gross Oktav, verfasst war“. Denken wir noch dazu an „die köstliche Brieftasche“, so wissen wir, dass der Dichter hier die Marienbader „Elegie“ im Sinne hatte, von der uns Eckermann berichtet: „Er hatte die Verse eigenhändig mit lateinischen Lettern auf starkes Velinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rotem Maroquin befestigt, und es trug also schon im Äusseren, dass er dieses Manuskript vor allen

---

[1] Erich Schmidt in: Dem Meister des deutschen Romans [Spielhagen] zu seinem 70. Geburtstage, Leipzig 1899. S. 7.

seinen übrigen besonders wert halte.“ Bedeutet doch die Elegie von 1823 für Goethe gewissermassen auch seinen „Abschied von diesen Lebensfreuden.“ Die gezogene Parallele stimmt aber insofern nicht, als der Major an der Seite „jener Unwiderstehlichen, die nun seine Gemahlin geworden“, den Schmerz einer vollständigen Resignation nicht auszukosten hat.

Flavio. Der Major vergleicht sich selbst mit dem späten Mond, „der zur Nachtzeit noch anständig leuchtet und vor der aufgehenden Sonne verblasst; der Liebeswahn des Alters verschwindet in Gegenwart leidenschaftlicher Jugend.“ Das aufgehende Gestirn für den Major wie für die Fortsetzung der Novelle ist Flavio. Es ist selbstverständlich, dass der Sohn ein gesteigertes dichterisches Talent haben muss. Flavio kann dieses aber schon gemäss dem Plan der E. F. besessen haben, ohne dass es dort zur Äusserung kam, weil wir von ihm in der E. F. überhaupt nicht viel ausser seiner leidenschaftlichen Liebe lasen, obwohl es nicht ausgeschlossen ist, dass auch seine Begabung erst eine Folge der „poetischen Herkunft“ ist. Seine Charakteristik gehört also ziemlich ganz der Z. F. an.

Hilarie. Wieweit die vier Arbeitsepochen an der vollständigen Geschichte des Mannes von 50 Jahren auf den Charakter Hilariens verschiedenartig einwirkten, und inwiefern dem Dichter nahe und am nächsten stehende Personen die Bildung des „stillen, zierlichsten Wesens“ beeinflussten, das soll hier nicht im einzelnen bewiesen werden. Es ist ebenso natürlich, dass, da „die Novelle ihre hauptsächliche Ausführung in der Nachbarschaft der „Wahlverwandten“ erhält, derselbe Konflikt das Feuer schürte und Minna auch Hilarien tingieren half“,[1] als dass Marianne und Ulrike ihrem Charakter einige Züge abgeben mussten. Bei so fein abgestuften Unterschieden werden die herausgefundenen Parallelen zwischen den Modellen und dem Abbilde stets subjektiv ausfallen und sichere Ergebnisse auf Äusserlichkeiten beschränkt bleiben. Doch können wir Goethe einen Vorwurf nicht ersparen, der den Abschluss ihrer Charakterzeichnung betrifft. Die „stille“ Hilarie, die in ihrem Herzenskonflikt so überaus zartfühlend und gewissenhaft ist, dass sie mit „Hoheit und Würde, mit Energie und Wahrheit das Unschickliche, ja Verbrecherische einer solchen Verbindung“

[1] Erich Schmidt a. a. O. S. 7. Vgl. auch K. Th. Gaedertz in der „Deutschen Lesehalle“ vom 20. Mai 1889.

mit Flavio hervorhebt, sie tritt uns im letzten Stadium der „Wanderjahre“ in folgender Schilderung wieder entgegen: „Hilarie kam mit ihrem Gatten . . . . Sie in ihrer grossen Anmut und Liebenswürdigkeit gewann sich hier wie überall gar gern Verzeihung einer allzugrossen Leichtigkeit von Interesse zu Interesse übergehend zu wechseln, deren wir sie im Laufe der Erzählung schuldig gefunden. Besonders die Männer rechneten es ihr nicht hoch an. Einen dergleichen Fehler, wenn es einer ist, finden sie nicht anstössig, weil ein jeder wünschen und hoffen mag, auch an die Reihe zu kommen.“[1] Dieses letzte Bild ist nicht das Hilariens, es ähnelt vielmehr dem einer Kokette. Wir fragen uns erstaunt, was denn da Entsagung und Wanderung für Zweck und Wirkung hatten, wenn Hilarie ohne diese Mittel, nur ihrem Wesen treu bleibend, unmöglich so leichtfertig hätte werden können. Es scheint fast, als ob der Dichter sie im Januar 1829 mit der schönen Witwe verwechselt hätte, der eine solche Gesinnung eher anstände.

e. Novellen.

Die Reihe der fortgesetzten und neuen Novellen eröffnet der „Mann von 50 Jahren.“ Hält es Erich Schmidt[2] für ewig schade, dass dies kleine Meisterwerk, das vom heiteren Anfang durch heftige Leidenschaft zum elegischen Verzicht führt, keinen selbständigen künstlerischen Abschluss empfangen habe, sondern endlich als Einlage in den trägen Strom der Romanhandlung aufgelöst worden sei, so müssen wir es doch Goethe hoch anrechnen, dass er sich nach langem Schwanken entschloss, die Fortsetzung im Anschluss an den schon bestehenden Teil der E. F. zu geben. Denn nach Par. 1, 2 und 3 sollte die Fortsetzung erst nach der „frommen Wallfahrt“ als eigenes Kapitel folgen, so dass zwischen dem Anfange und der Szene auf dem See die Lücke der E. F. bleiben sollte. Goethes gerade in diesen Jahren rege Teilnahme für die Märchensammlung „Tausend und eine Nacht“ verführte ihn, „nach Art der Sultanin Scheherazade seine Märchen stückweise überliefern“ zu wollen.[3] Doch ist die Einführung der Novelle in der E. F. durch den Brief Hersiliens ungleich besser. Weshalb später die Damen zu den Entsagenden gehören, können wir

[1] XXV, 261. [2] Erich Schmidt a. a. O. S. 7. [3] Gräf a. a. O. S. 1054.

aus der Z. F. garnicht ersehen, nachdem gar noch die Weimarer Ausgabe die letzte Andeutung hierüber als überflüssig in die Lesarten[1] verwiesen hat. Aus dieser entfernten Stelle: Die schöne Witwe musste Wilhelm „die wundersame Verschränkung offenbaren, wodurch die Freundinnen von ihren früheren Verhältnissen getrennt, unter sich innig verbunden, in die Welt hinausgeschickt worden," ist das Rätsel der Pilgerschaft zweier allein stehender, nicht törichter Frauen, doch wenigstens einigermassen zu lösen. Der eigenartige, fast komisch wirkende Gegensatz, in den Hilarie und Hersilie in ihren Herzensangelegenheiten treten, liess es wohl dem Dichter geratener erscheinen, Hersilie als Übersenderin der Novelle auszuschalten.

Dagegen erscheint die „Geschichte der ertrunkenen Knaben" in dem Rahmen eines Briefes an Natalie. Obwohl diese Episode eigentlich gegen Wilhelms Gelübde ist, „weder vom Vergangenen noch Künftigen" zu sprechen, so entschuldigt sie sich doch genügend durch ihren inhaltlichen Reiz. Erinnert die Episode an das im Juli 1774 im Briefe an Sophie v. La Roche aus Ems geschilderte Ereignis: „Mein Sinn hat sich noch nicht ganz erholt, wo vier Knaben gestern Nacht ertranken und keiner gerettet wurde. Nur in solchen Augenblicken fühlt der Mensch, wie wenig er ist und mit heissen Armen und Schweiss und Tränen nichts würkt," so scheint das Motiv der Badenden aus der Geniezeit der ersten Schweizerreise des folgenden Jahres zu stammen.[2] Anders ist es mit der Form des Briefes bestellt. Die vielen Phrasen umwuchern die schöne Blüte wie Unkraut und zeugen von der erschöpften Gestaltungskraft des Dichters.

Jedenfalls unterscheidet sich diese Erzählung scharf von den zwei letzten Novellen. „Die gefährliche Wette" gehört zu den frühesten Bestandteilen der „Wanderjahre" und sticht in jeder Beziehung von der Umgebung ab. Inhaltlich passt sie garnicht in die Sphäre der wandernden Gesellschaft und rechtfertigt sich höchstens als Erzählung des geschmacklosen Arbeiters. War die Verlegung der „pilgernden Törin" und von „Wer ist der Verräter" als Fortschritt der Z. F. zu betrachten, so kam diese Episode als unnötiger Ballast in die Wanderjahre, als Goethe zur Beendigung des Werkes alles zusammenraffte, wenn er es auch gerade nicht für würdig hielt.

[1] Lesarten 112. [2] W. A. XXIX, 134 f.

In der Form trägt die Episode natürlich den Stempel ihrer frühen Entstehungszeit und bietet hierin das Gegenteil zu dem „Fragment: Nicht zu weit“, wie Goethe die Novelle selbst bezeichnet hat.[1] Ihre drei Hauptteile: Geburtstagsfeier, Odoardos Herkunft und Verhältnisse, und Albertinens Täuschung haben mit ihrer Zerrissenheit und den Mängeln der Komposition wenig Entsprechendes in der Literatur.

2. Ideengehalt.

Hermann Hettner beginnt eine Darstellung der „Wanderjahre“ mit den Worten:[2] „Spricht man von den Wanderjahren, so kann vernünftiger Weise nur von deren Ideengehalt die Rede sein.“ Dieser wird auch fast ausschliesslich von den Beurteilern in Betracht gezogen. Karl Grün[3] macht damit den Anfang und nennt ihre „drei Teile kühn die Lehre von der Erziehung des Menschen und der Einrichtung der Gesellschaft.“ Seine und Karl Rosenkranz'[4] Ausführungen werden aufgenommen und vervollständigt durch Ferdinand Gregorovius,[5] der in dem lehrhaften Teil der „Wanderjahre“ die drei Systeme der Familie, der Erziehung und der Gesellschaft unterscheidet.

a. Familie.

Mit dem lieblichen Bilde reinen Familienglücks beginnt der Roman und erhält von dieser Schilderung seine Grundstimmung. Der in der E. F. angeschlagene Ton wird in der Z. F. festgehalten. Die neu eingeführte Person des Oheims tritt uns nicht nur in seiner engeren Familie als liebevolles Oberhaupt entgegen, seine Fürsorge erstreckt sich auf alle Bewohner seines Besitztums, das er als „Gemeingut“ betrachtet. Er ist ein kleiner Fürst in seinem Gebiete, steht aber zu seinen Untertanen in einem patriarchalischen Verhältnis. Wenn er der ordnende und regierende Gedanke seines Familienkreises nach dem Praktischen und Materiellen ist, so ist es Makarie in Beziehung auf das Sittliche.[6] Sie wird von ihren Nichten als „Schutzgeist der Familie“ bezeichnet. Als solcher wird

---

[1] Par. 55. [2] H. Hettner, Goethe und der Sozialismus, Deutsches Museum 1851: Kleine Schriften. Braunschweig 1884 S. 445. [3] Karl Grün, Über Goethe vom menschlichen Standpunkte, Darmstadt 1846. S. 270—310. [4] Karl Rosenkranz, Goethe und seine Werke, Königsberg 1847. S. 468—486. [5] Ferdinand Gregorovius, Göthe's Wilhelm Meister in seinen socialistischen Elementen entwickelt, Köuigsberg 1849. S. 85—238. [6] Gregorovius a. a. O. S. 100.

ihre zentrale Stellung in der Z. F. nicht nur durch ihre „Weltfrömmigkeit“ bedingt, deren vom Abbé gegenüber der Hausfrömmigkeit Nachodinens ausgesprochene Idee[1] sie realisiert. Überall greift Makarie ein, wo das Familienverhältnis getrübt erscheint. Die Sünderinnen Lydie und Philine suchen ihre reinigende Nähe auf,[2] um durch ihre „glücklichen Segnungen zu teilnehmender Liebe aufzuerwachen“ und in ihren neu zu gründenden Haushalt ein geläutertes Herz mitzunehmen. Die Baronin der Novelle wendet sich ebenso an Makarie als „menschenkennende Freundin“[3] wie die schöne Witwe.[4] Und verknüpft auch die Schöne=Gute in ihrem Bereich die Pflichten der Hausfrau mit der „Wirkung in die Ferne“ und der Liebe für ihre nähere und weitere Umgebung, so vermag sie sich doch nicht allein aus dem Zwiespalt ihres Herzens zu retten. Auch sie tritt in den Kreis der Priesterin reiner Menschlichkeit,[5] nachdem Lenardo sein Tagebuch Makarien zugesendet hat, damit sie „gewisse Verwicklungen, deren darin gedacht wird, durch Geist und Liebe schlichten und bedenkliche Verknüpfungen auflösen solle.“[6] Mit Hettner können wir also die ganze mystische Art, mit der der elementare Geist Makariens in einen magischen Zusammenhang mit dem Planetarsystem gebracht wird, als die sehr bestimmte, wenn auch sehr wunderliche und barocke Apotheose des sittlichen Familiengeistes betrachten.[7] Diesen Ausführungen Goethes in der Z. F. gegenüber erscheint es rätselhaft, wie Karl Grün behaupten konnte, dass Goethe in den Wanderjahren auf Aufhebung der Familie dringe.[8] Im Gegenteil, er betont hier als Grundsatz des Idealstaates ausdrücklich:[9] „In Betracht, dass wir erst anfangen, legen wir grosses Gewicht auf die Familienkreise. Den Hausvätern und Hausmüttern denken wir grosse Verpflichtungen zuzuteilen.“

b. Erziehung.

Freilich scheint der Familie „ihre Zerstörung durch konsequente Isolierung der männlichen Jugend“[10] in der pädagogischen Provinz entgegenzustehen. Der Einwurf ist aber nur zum Teil und allein für das spätere Alter des Knaben

[1] XXIV, 378. [2] XXV, 264. [3] XXIV, 302 und 322. [4] XXIV, 347. [5] XXV, 275. [6] XXV, 128. [7] Hettner a. a. O. S. 446. [8] Karl Grün a. a. O. S. 284 ff. [9] XXV, 211. [10] W. G. Burkhardt, Darstellung und Besprechung der pädagogischen Provinz in Goethes Wanderjahren. 1903. S. 36.

richtig. Der scheinbare Widerspruch löst sich, wenn wir Erziehung und Bildung begrifflich auseinander halten.[1] Gerade in der Z. F. ist dieser Unterschied deutlich erkennbar. Hier heisst es: „Lesen, Schreiben, Rechnen mit Leichtigkeit der Masse zu überliefern übernimmt der Abbé."[2] Wenn das nicht den Elementarunterricht, die „Erziehung" bedeutete, so könnte derselbe Abbé auch nicht an einer anderen Stelle der Z. F. sagen:[3] „Im Ganzen wird zu jener pädagogischen Anstalt uns eine dauernde Verbindung höchst nützlich und nötig werden. Wir müssen tun und dürfen an's Bilden nicht denken; aber Gebildete heranzuziehen ist unsre höchste Pflicht." In der pädagogischen Provinz wird also der reifere Knabe fürs Leben gebildet, abgesondert von Eltern und Geschwistern, und der Elementarkursus, in den Felix eintritt, scheint eigens für den Halbverwaisten eingerichtet zu sein.

Das pädagogische Utopien, von Goethe in dem Bewusstsein so genannt, dass seine Ideale nicht für dies Jahrhundert seien, dass er lebe, ein Bürger derer, welche kommen werden, und das sich als Fundgrube in den vielerlei Wandlungen pädagogischer Tagesfragen erweist,[4] bildet mit der Lehre von den drei Ehrfurchten[5] in der Z. F. das unveränderte Mittelstück des Romans. Neu ist nur die unbedeutende Einrichtung der Pfeifensignale.[6] Aber die Einführung der pädagogischen Anstalt durch Jarno, Lenardo und den Antiquitätensammler hat Verschiebungen erlitten. Spielte in der E. F. Montan den Wegweiser in das Land der „Pferdebändiger"[7], so teilen sich jetzt Lenardo und der Sammler in diese Rolle. Nimmt sich in der Z. F. das „in Sokratischer Weise" gehaltene Gespräch über die Erziehung durch die umgebende Natur, insbesondere durch den Kohlenmeiler, im Munde des Naturforschers und Bergmanns Jarno vorteilhafter aus, so steht es auch Lenardo und seinem alten Erzieher besser, dass sie den Wanderer auf die Vorteile der pädagogischen Provinz aufmerksam machen. Und Lenardo spricht jetzt in der Z. F. das entscheidende

[1] A. Langguth, Goethes Pädagogik. Halle 1886. S. 158. [2] XXV, 212. [3] XXIV, 377 f. [4] Burkhardt a. a. O. S. 35. [5] Vgl. C. F. Wiecks Abhandlung über „Die drei Ehrfurchten" im Jahresbericht des Domgymnasiums zu Merseburg von 1837. Wenn Wieck auch nicht auf dem Standpunkt des Goetheschen Spinozismus steht noch diesen zu kennen scheint, so sucht er doch einer schulmässigen Erklärung jener Lehre gerecht zu werden. [6] XXV, 4. [7] Lesarten 11 f.

Wort über den „holden elterlichen Irrtum": „Der Vater behält immer eine Art von despotischem Verhältnis zu dem Sohn, dessen Tugenden er nicht anerkennt und an dessen Fehlern er sich freut; deswegen die Alten schon zu sagen pflegten, der Helden Söhne werden Taugenichtse." Wir erkennen hierin ein Stück Lebengeschichte Goethes, und wir wissen nun, warum er das isolierende Utopien schuf.

Könnten wir das Fehlen dieser Motivierung vielleicht als Lücke der E. F. bezeichnen, so gab es dort sicher eine auf dem Gebiet der Mädchenerziehung gegenüber der Vollkommenheit der nur für Knaben bestimmten pädagogischen Provinz. An Makariens Seite leitet Angela eine Anzahl junger Mädchen bis znm 20. Jahre an, die wie die Knaben aus ihrem Elternhause ausscheiden und „eine erweiterte weibliche Familie"[1] bilden. Ihr Ziel ist aber ein anderes. Die Erziehung der Frauen war für Goethe nur praktisch-häuslich denkbar,[2] er hielt jede öffentliche Wirksamheit für unweiblich.[3] „Man erziehe die Knaben zu Dienern, die Mädchen zu Müttern, so wird es überall wohl stehen," heisst es in den Wahlverwandtschaften,[4] und Ottilie[5] und in den Lehrjahren Natalie[6] sind in diesem Sinne bemüht. Die reiche Ausgestaltung dieses Punktes in jenen beiden Werken liess für unseren Roman nur die Möglichkeit einer Andeutung übrig.

Ist für das Mädchen ohne weiteres das unverrückbare Ziel der Erziehung gegeben, so ist die Bestimmung des Lebensberufes für das männliche Geschlecht durchaus schwankend. Wilhelm Meisters Bildungsgang selbst bietet das beste Beispiel. Wie weit den Jugendeindrücken ein Einfluss auf die Wahl des Berufes von dem Dichter der Z. F. zugestanden wird, darüber vergleiche man weiter unten. Jedenfalls wird in der Z. F. die Einseitigkeit von Montan noch ausdrücklicher betont, und das Produkt der neuen Erziehung ist der „Stallmeister" Felix. Die Zusammenstellung von Vater und Sohn, von Wundarzt und Stallmeister, konnte in der Z. F. am besten den Vorteil ins Licht setzen, den die Erziehung nach diesen Grundsätzen der Jugend mitgibt, während der

[1] A. Oldenburg, Grundlinien der Pädagogik Goethes. 1858. S. 37. [2] Vgl. die zweite Epistel: „Immer ist so das Mädchen beschäftigt und reifet im stillen
„Häuslicher Tugend entgegen, den klugen Mann zu beglücken."
[3] Bernh. Münz, Goethe als Erzieher. Wien und Leipzig 1904. S. 107. [4] W. A. XX, 283.
[5] W. A. XX, 179 und 281 ff. [6] W. A. XXIII, 175.

alternde Vater seinen Beruf mühsam finden musste. Wie sehr der Dichter unter dem Eindruck der ersten Jugend steht, zeigt besonders die Schwenkung Wilhelms zur Wundarzneikunst. Man hat nicht umsonst gefragt, warum Wilhelm nicht seine Buchhalterkenntnisse in den Dienst des Bundes und der Menschheit stellt, wie auch Paul Heyse in seinem Roman „Merlin" seinen Helden nach der Wandlung ebenfalls seine juristischen Kenntnisse zum Wohl der Mitbürger benutzen lässt.

Mit dieser höchst wichtigen Frage für das Leben stehen wir aber schon halb auf sozialem Gebiete, und wir kommen ihm noch näher, wenn wir bedenken, dass Wilhelm die Wahl seines „Handwerks" z. T. dem „Verein" schuldig ist. Pädagogisch und sozial zugleich ist auch die Einfügung der plastischen Anatomie. Es lag dem Dichter weniger deran, Wilhelms anatomische Studien zu schildern, als einerseits auf die traurigen Verhältnisse in der Anatomie und die begründete Erbitterung des Volkes gegen Einrichtungen hinzuweisen, vor denen die friedlichen Gräber und selbst die Lebenden nicht sicher sind, und andererseits erzieherisch auf die Ärzte zu wirken.[1] Goethe konnte sich nicht versagen, einen so wichtigen Punkt in seinem grossen Bildungsroman zur Sprache zu bringen, wie er es noch anderthalb Monate vor seinem Tode auf besondere Veranlassung in dem „Plastische Anatomie" überschriebenen Briefe an den Geheimrat Beuth in Berlin tat, wo er den Wunsch aussprach, man möge einen Anatomen, einen Plastiker und einen Gipsabgiesser von Berlin nach Florenz schicken, um sich in der dort seit langen Jahren in höchster Vollkommenheit ausgeübten Kunst zu unterrichten.[2] Nennt dieser Brief uns auch die Quelle, aus der Goethe seine Kenntnis schöpfte, so ist er doch nur an einen Einzelnen gerichtet. Es galt aber vor der Allgemeinheit „dieser Angelegenheit einen Anstoss zu geben", ein bis heut noch unverändert weiter bestehendes Ziel. Noch sind diese Ausführungen Goethes in den Wanderjahren „wegen der heute wieder mehr an Bedeutung gewinnenden Sache" für die Ärzte höchst wertvoll.[3] Eine praktische Durchführung kommt zunächst für den neuen Staat in Amerika in Betracht, zumal da Lenardo ebenfalls dafür sehr begeistert ist.

[1] Vgl. XXV, 91—96. [2] Düntzer a. a. O. S. 46. [3] J. Schwalbe, Zur Geschichte der plastischen Anatomie: Medizinische Wochenschrift 1896. No. 47.

c. Sozialpolitische Elemente.

Landbau. Für die sonst nur dem Handwerk und der Technik gewidmeten Wanderjahre brachte der dreitägige Besuch Wilhelms beim Oheim ia der Z. F. den Vorteil, dass ein Vertreter des Landbaues in dem Kreise seiner Wirksamkeit geschildert werden konnte. Durch die neu eingeführte Kirschenfrau wird Wilhelm schon bei St. Joseph auf den einen Wahlspruch des Mannes vorbereitet. „Vielen das Erwünschte" zu schaffen, ist eine Eigenheit des Oheims, weshalb er sein Besitztum als Gemeingut und sich selbst als Verwalter desselben für die Armen betrachtet. Vor allem erscheint es ihm wichtig, den Landbau zu fördern, wenn uns auch die angewandte Art eigentümlich vorkommt, wie auch des Oheims Stellung gegen den „unseligen Kartoffelgenuss" sonderbar ist. Seine Eigenart, die Gemeinde in demselben Raume Gottesdienste, Beratungen und Tanzbelustigungen abhalten zu lassen, hat er von dem Architekten der „Wahlverwandtschaften" geerbt.[1]

Handwerk und Kunst. Im ganzen verbot sich eine zu ausführliche Behandlung des Landbaues im Rahmen der Wanderjahre von selbst, wo der von Lenardo angekündigte Übergang vom Ackerbaustaat zum Industriestaat bereits zur Wirklichkeit geworden ist.[2] Goethe hat nicht blos die vollen Konsequenzen der französischen Revolution, sondern mit bewunderungswürdigem Scharfblick auch die Folgen der sich anbahnenden wirtschaftlichen Umwälzung vorausgenommen.[3] Die Bedeutung des Handwerkes tritt in der Z. F. noch mehr in den Vordergrund. Hatte das Handwerk in der E. F. eine poetische Verklärung in der beschränkten, aber in sich geschlossenen, primitiv-menschlichen Handwerkerexistenz des Zimmermanns Joseph erfahren,[4] so ist das neu hinzukommende Tagebuch Lenardos in den theoretisch-technischen Teilen desto trockener. Montan predigt ebenfalls noch eifriger das neue Evangelium der Einseitigkeit und des Handwerks, und Wilhelm erkennt das Heil und wählt einen Beruf, der wörtlich übersetzt, Handwerk bedeutet.[5] Doch wird zugleich die Würde des Handwerks gehoben, indem es als „strenge Kunst" der „freien" genähert wird, wenn auch eine scharfe Trennung beider aufrecht erhalten bleibt. Die Kunst verdankt

[1] W. A. XX, 278. [2] Bielschowsky a. a. O. S. 537. [3] Ebenda. [4] Schubert a. a. O. S. 85. [5] Bielschowsky S. 522.

ihren Aufschwung nicht dem genialen Gedanken allein, sondern auch dem technischen Fleisse, der mit unermüdlicher Ausdauer für sie die kostbaren Mittel erfindet, mit denen erst die widerspenstige Materie von der schöpferischen Phantasie bezwungen wird.[1] Die eigene üble Erfahrung, dass er nie das Handwerk einer Sache lernte, die er treiben wollte oder sollte,[2] hatte Goethe selbst in Italien gemacht. Doch hatte er damals nicht blos die Technik einer Kunst im Auge gehabt, sondern schon auf der Heimreise in Venedig betont:[3] Dann will ich „mich zu den Handwerkern wenden, und wenn ich zurückkomme, Chemie und Mechanik studieren. Denn die Zeit des Schönen ist vorbei, nur die Not und das strenge Bedürfnis erfordern unsre Tage.“ Zum Teil aus diesem Grunde lässt er den Abbé[4] wie den Sammler,[5] Odoardo[6] wie Jarno[7] und Wilhelm[8] das Handwerk nicht nur auf gleiche Stufe mit der Kunst stellen, sondern auch in vieler Beziehung dem ersteren als dem für das Allgemeinwohl notwendigerem, den Vorzug geben. Es war dem auf der höchsten Warte des Lebens stehenden Dichter um die Empfehlung des Wesentlichen zu tun, dessen, was das Glück des Menschen wahrhaft fördert. Er versucht die erhabensten Regungen den Wirklichkeiten eines irdischen Daseins anzupassen.[9]

Weltbund und Idealstaat. Das soziale Element wurde in der Z. F. nicht nur bereichert, es erlitt auch insofern eine Erweiterung, als es hier mit politischen Ideen verquickt wurde. Aus dem Weltbund erwächst der Idealstaat, aber die Scheidung beider muss durchaus aufrecht erhalten werden. Wenn auch das Verhältnis von Wandern und Auswandern unklar bleibt, so liegt doch auf der Hand, dass die Auswanderer mit der Zeit einen Idealstaat in einem noch unbesiedelten Landstrich Amerikas gründen sollen. Denn wir können doch unmöglich annehmen, dass die von Friedrich in III, 11 aufgezählten Einrichtungen des neuen Staates — die Obrigkeit und Polizei, die Gerichtsbarkeit und Landesverteidigung — in einem schon bestehenden Staatswesen durch-

---

[1] Gregorovius a. a. O. S. 189. [2] J. Schubert a. a. O. S. 88. [3] Reise-Tagebuch vom 4. Okt. 1786: Schriften der Goethe-Gesellschaft II, 143. [4] XXIV, 377. [5] XXIV, 227. [6] XXV, 220. [7] XXIV, 51. [8] XXV, 93 und 97. [9] Heinrich v. Stein: Über Goethes Wanderjahre: Bayreuther Blätter 1881 IV, 219; wieder abgedruckt in Steins gesammelten Aufsätzen „Zur Kultur der Seele.“ Stuttgart 1906. S. 20—40.

führbar sind. Vielmehr nennt der Abbé ausdrücklich[1] den der Kultur erst zu gewinnenden Grund und Boden, für den dann die neue Organisation zur Anwendung kommen soll: „Zu beiden Seiten jener Wasserstrasse wird unbebautes und unbewohntes Land genugsam zu finden sein. Dort mögen Spinnerinnen und Weberinnen sich ansiedeln, Maurer, Zimmerleute und Schmiede sich und ihnen mässige Werkstätten bestellen.“ Und später heisst es:[2] „Die Gesellschaft . . . ist nun berechtigt, dort Besitz zu nehmen, mitten in der vollkommensten bürgerlichen Einrichtung, von da sie als einflussreiches Staatsglied ihren Vorteil ersehen und sich in die noch unangebaute Wüste fern verbreiten kann.“

In der Zeit von 1821 bis 29 macht der Weltbund seine letzte Wandlung durch. Sein jedesmaliger Standpunkt bedeutet zugleich den der ganzen Dichtung. Wie am Schlusse der Lehrjahre die Mitglieder des freimaurerischen Turmes über die „Reliquien von einem Unternehmen, bei dem es anfangs den meisten Eingeweihten grosser Ernst war, nun gelegentlich nur lächeln“, so hat schon wieder diese letztere, für die Lebenskunst berechnete Auffassung, mit den Tendenzen des Weltbundes in der E. F. nichts gemein. Die Bestrebungen an der Wende des Jahrhunderts um eine Reform der in Spielereien aufgehenden Freimaurerei und um ihre Zurückführung auf die schlichte Symbolik des Handwerks hatte auch Goethe geteilt,[3] und die Organisation seiner wandernden Gesellschaft in der E. F. kann als Anknüpfung an die mittelalterlichen oder noch älteren Institutionen der ursprünglichen Frei-Maurerei betrachtet werden.[4] Darin aber bestand die Eigenart der wandernden Gesellschaft in der E. F., dass sie unter ausdrücklichem Verzicht auf die Auswanderung in abgeänderter Form jene Vereinigung wandernder Handwerker dargestellt. Dort sagt Friedrich:[5] „Wir haben uns verbündet, auf alles Auswandern Verzicht zu tun und uns dem Wandern zu ergeben. Hier kehrt man nicht dem Vaterlande auf immer den Rücken, sondern man hofft, auch auf dem grössten Umwege, wieder dahin zu gelangen; reicher, verständiger, geschickter, besser,

[1] XXIV, 377. [2] XXV, 264. [3] Wernekke, Goethe und die Königliche Kunst. 1905. S. 22 und 28. [4] Vgl. Tag- und Jahreshefte 1815: „ . . . ein altes gedrucktes Exemplar „der Steinmetzen Brüderschaft“ gab von der hohen Bedeutsamkeit dieser Gilde ein merkwürdiges Zeugnis.“ [5] Lesarten 29.

und was aus einem solchen Lebenswandel Vorteilhaftes hervorgehen mag." Dazu kommt ein „mächtiger Grundbesitz, auf welchem die Möglichkeit der grossen wandernden Gesellschaft beruht, deren einzelne Glieder, unter der Bedingnis möglichster Brauchbarkeit, aller Welt empfohlen, in jeder Unternehmung gefördert und gegen alle Unfälle gesichert sind."[1]

Die Umarbeitung der E. F. hatte eine durchgreifende Änderung zur Folge, indem jetzt der Auswanderung freier Lauf gelassen, ja geradezu das Wort geredet und Amerika in den Wirkungskreis der Gesellschaft gezogen wird. Das 16. Kapitel der E. F. mit allen Gründen gegen das Auswandern fiel weg, leider auch mit der Erklärung für die Einrichtung des „Bandes", dessen Natur uns in der Z. F. problematisch bleibt.[2] Mit der Auswanderung nach Amerika ist auch die Möglichkeit eines neuen Staates gegeben, worauf die Z. F. hinzielt. Für seine Konzeption aber müssen wir an den Einfluss des zweiten Faust glauben, dessen Wiederangriff mit der Neubearbeitung der Wanderjahre zusammenfällt. Was anderes konnte den Dichter bewegen, auf einmal eine Wendung nach dem unkultivierten Amerika zu machen als das Motiv Faustens, dass er „auf freiem Grund mit freiem Volke stehen" wolle? Warum sollte für Faust ein anderes Motiv zu seinem Idealstaat gelten als für den der Wanderjahre, sobald hier einmal dessen Gründung in Aussicht genommen wird? Wie am Schluss von Richard Wagners Aufsatz über „Religion und Kunst" eröffnet sich die Perspektive auf eine Auswanderung aus unserer alten, im Banne einer tausendjährigen Geschichte liegenden Heimatlanden in eine junge, ungeschichtliche, für jede Neubildung menschlicher Gesellschaft, Kultur und Sitte noch freie Welt.[3] Hat der „Faust" aber die poetisch-ausgeschmückte Art voraus, mit der das Kolonisationsland den Elementen mit dämonischer Hilfe abgerungen wird, so bieten

[1] Lesarten 133. Dieser letztere Satz erinnert besonders an die Pflichten und Rechte der Handwerker in ihren mittelalterlichen Vereinigungen. [2] Jedenfalls ist das „Band" die gewählte Obrigkeit, nicht der Bund! Der Irrtum, dass „Band" und „Bund" dasselbe seien, findet sich in fast allen Betrachtungen der Wanderjahre. Die Art des „Bandes" ist aus den Lesarten S. 29 hinreichend ersichtlich. [3] Bayreuther Blätter 1881 IV, 106. Über die tiefgehenden Beziehungeu zwischen den Gedanken Goethes in den Wanderjahren und den Ideen Richard Wagners in „Religion und Kunst" handelt H. v. Stein in den Bayreuther Blättern IV, 217 ff.

doch die Wanderjahre ein ausgeführteres Bild von dem organisierten Staate selbst. Die Reihe der Schriften vom Idealstaat[1] erhält in dieser verkappten Form ein neues Glied, dessen Gedankengänge eng an die Forderungen der Zeit anknüpfen.

Mit der Rede Lenardos schloss die erste Fassung. Sie war gleichsam eine Programmrede und stand dort ohne Einleitung isoliert da. In der Z. F. erklärt sich der grösste Teil der Versammlung bereit, Lenardo übers Meer zu folgen. Ein zweiter Teil wird aber von dem neu auftretenden Odoardo „auf mehrere Jahre“ für seine Provinz in der alten Welt angeworben, und nur wenige wollen an Ort und Stelle in den Dienst des eigennützigen Amtmanns treten. Mag „die Möbelfabrik“ des letzteren in einem zweifelhaften Lichte erscheinen, das Unternehmen Odoardos hält bei dem veränderten Standpunkte des Weltbundes die Idee der E. F. insofern aufrecht, als es den konservativen Teil der Wandernden beschäftigen und die weitere Notwendigkeit ihres Wirkens in Europa dartun soll. Seine Rede bringt seine Ansichten über das Verhältnis von Kunst und Handwerk, und erinnert mit dem auf ein Blatt gedruckten und verteilten Liede an eine Logenfeier. So wenig ich aber mit Düntzer das Auftreten Odoardos als unglückliche Eindichtung zu bezeichnen[2] vermag, so wenig pflichte ich ihm auch bei, wenn er tadelt, dass wie die ganze Rede Lenardos auch dessen Forderung, „jeden Gottesdienst in Ehren zu halten“ und „alle Regierungsformen gleichfalls gelten zu lassen“, nicht in die zu dem Unternehmen unserer einen neuen Staat in einem ganz bestimmten Landstrich begründenden Auswanderung stimme.[3] In Wahrheit muss ja die Gesellschaft in Amerika „mitten in der vollkommensten bürgerlichen Einrichtung leben“, ehe sie sich „in die noch unangebaute Wüste fern verbreiten“[4] und an die Gründung eines Idealstaates gehen kann.

---

[1] Vgl. die Zusammenstellung bei Oskar Vogt, „Der goldene Spiegel“ und Wielands politische Ansichten. (Munckers Forschungen zur neueren Literaturgeschichte. 26. Bd.) S. 6 ff. [2] Düntzer a. a. O. S. 55. [3] Ebenda S. 54. [4] XXV,264.

III. Unterschiede in der Technik.

Die Romantechnik Goethes ist in dem schon erwähnten vortrefflichen Buche Robert Riemanns[1] eingehend behandelt, so dass seine systematischen Aufstellungen bei dem im folgenden unternommenen Vergleich der beiden Fassungen zugrunde gelegt werden konnten. Freilich ergibt sich hierbei die Einschränkung, dass Unterschiede in der Technik nicht bei jedem Punkte feststellbar sind. Um technische Eigentümlichkeiten, die nur mit Rücksicht auf den ganzen Roman bestimmbar sind, beurteilen zu können, müssten wir die erste Fassung vollständig besitzen. Es lässt sich z. B. die Einführung der Personen bei dem Vergleich nicht berücksichtigen, weil sie oft in der E. F. blos genannt werden und erst in der Z. F. auftreten. Andere Schwierigkeiten ergeben sich aus der Art der Z. F., wo häufig Fortsetzungen und Erweiterungen von Gesprächen und Schilderungen eine Anpassung an die schon bestehenden Teile zur Folge haben. Ganze Abschnitte von Lenardos Tagebuch gehören garnicht Goethe an, und der grösste Teil davon[2] war schon zur Zeit der E. F. geschrieben, kommt also wie die 1807 entstandene Novelle „Die gefährliche Wette" für die Technik und Sprache der Z. F. nicht in Betracht. Nach Abzug dieser 37 Seiten bleibt der sonst nur wenig längere neue Teil der Z. F. um ein Zwanzigstel kürzer als die E. F. Doch wird dieser Unterschied öfters dadurch ausgeglichen, dass die „pilgernde Törin" als Übersetzung bei einigen Fragen der E. F. nicht zugerechnet werden darf.

---

[1] Einen guten Beitrag zur Frage der Romantechnik bietet auch P. Landaus Holteistudie im ersten Bande der „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte" Leipzig 1904. [2] XXV, 107—125 und 228—238 (?)

1. Komposition.

a. Gliederung.

Es wäre ebenso zu weitgehend, einen gewissen Plan in den „Wanderjahren“ zu vermissen, als eine künstlerische Anordnung beweisen zu wollen, wie dies Alexander Jung[1] im weitesten Umfange getan hat. Wir haben es allerdings mit einem „Aggregat“ zu tun, das sich nicht „systematisch konstruieren und analysieren“[2] lässt, das vielmehr „aus einzelnen z. T. schon abgedruckten kleinen Erzählungen bestehend, welche durch Wanderungen einer bekannten Gestalt verknüpft, zwar nicht aus einem Stück, aber doch in einem Sinn erscheinen sollten.“[3] Damit ist schon eine innerliche Zweiteilung gegeben. Die Erzählungen werden in der Z. F. vermehrt und anders gestellt, der Weg Wilhelms aber bleibt in der Z. F. derselbe soweit wir nicht schon früher Änderungen genannt haben. Die Novelle „Sankt Joseph der Zweite“ musste natürlich als Einleitung bleiben und den angeschlagenen Grundakkord der „Wanderjahre“ festhalten: Familie, Handwerk und Kunst sind die Töne, die in dem Buche mächtig anschwellen und verhallen. Eine gewisse Anordnung der Ideen in der Z. F. kann nicht übergangen werden, während sich über den Aufbau der unvollendeten E. F. kein Urteil fällen lässt. Das Mittelstück der pädagogischen Provinz tritt in der Z. F. deutlich hervor, zu beiden Seiten die Familie und der Staat, so dass also ein Aufsteigen von dem kleinsten und wichtigsten Kreise bis zum grössten und kunstvollsten Gebilde menschlicher Organisation erfolgt. Unmöglich können wir aber Rich. M. Meyers Annahme[4] einer Reiseroute Wilhelms „vom Nützlichen durch das Wahre zum Schönen“, ein Landen Wilhelms bei den Künstlern gelten lassen, ein Plan, der durch die Pause nach der E. F. getrübt worden sei. Tatsächlich landet Wilhelm ja bei dem nichts weniger als künstlerisch veranlagten Handwerkerbunde. Die Umkehrung des Spruches würde den Plan richtiger bezeichnen.

Dass die Verbindung der „disparaten Elemente“ und die Motivierung in der Z. F. meistens sorgfältiger und gelungener ist, habe ich bereits im Einzelnen gezeigt, und S. Boisseree

---

[1] Jung a. a. O. S. 56. [2] Vgl. das Gespräch mit Müller vom 18. Februar 1830. [3] Tag- und Jahreshefte 1821. W. A. XXXVI, 188. [4] Rich. M. Meyer, Goethe. Berlin 1905. S. 717.

stellte solchen Unterschied der beiden Bearbeitungen schon am 25. August 1829 mit Genugtuung fest: „Da ich diesen Eindruck bei der früheren Ausgabe, so sehr mir dieselbe schon zugesagt, nicht empfangen, so muss ich diesen neuen Genuss der besseren Verbindung zuschreiben, welche Sie durch die Umschaffung des Werks in die scheinbar unzusammenhängenden Teile desselben gebracht haben. Und das ist, denke ich, der beste Beweis, dass Ihnen die neue Komposition vollkommen gelungen, so wie es das schönste Lob ist, welches ich darüber aussprechen kann."

b. Eingeschobene Erzählungen.

Die Zahl der sechs eingeschobenen Erzählungen der E. F. wird um drei weitere und um die nötigen Fortsetzungen vermehrt. Ihre inhaltliche und formelle Bewertung gibt der E. F. den Vorzug. Die Komposition der Novellen „Sankt Joseph der Zweite, die neue Melusine, die pilgernde Törin, Wer ist der Verräter" ist einheitlich und stilistisch vollendet durchgeführt. Das Gleiche gilt von dem „nussbraunen Mädchen" und dem „Mann von 50 Jahren", soweit sie der E. F. angehören. Ihre Fortsetzungen aber und die neuen Novellen in der Z. F. sind leider nicht von der gleichen Art. Die Fortsetzung des „Mann von 50 Jahren" mit ihren zahllosen parabatischen Bemerkungen im fünften Kapitel, wo der Dichter „den nächsten Zeitverlauf von einer zarten Frauenhand umständlich geschildert zu sehen" wünschte, oder es nicht wagt, „eine Szene, wie dies zugegangen, zu schildern, aus Furcht, hier möchte ihm die jugendliche Glut ermangeln", scheint einer ganz unproduktiven Stimmung abgerungen zu sein. Das Tagebuch Lenardos, das die Geschichte des nussbraunen Mädchens fortführt und zum grössten Teil schon zur Zeit der E. F. geschrieben war, ist auch soweit vortrefflich. Doch bringt die Einfügung[1] von 1828 in diese Icherzählung den Schreiber des Tagebuches auf einmal in der dritten Person: „Lenardo sass in tiefen Gedanken . . ." Auf dem tiefsten Niveau steht die Gestaltungskraft des Dichters in dem „Fragment: Nicht zu weit." Sehr fragmentarisch ist hier allerdings die Anreihung von Schilderung des Dichters, Icherzählung Odoardos, Monolog der „guten Alten" und wieder Icherzählung Odoardos und Erzählung des Dichters. Und alle

[1] XXV, 126—128.

diese „interessanten Szenen“ sind durch längere redaktionelle Bemerkungen des Autors von einander getrennt und schliesslich überhaupt nur noch „Friedrichs glücklichem Talent des Auffassens und Festhaltens“ zu verdanken. Dasselbe Spiel treibt der „Redaktor der Wanderjahre“ in dem Briefe an Natalie (II, 11), in dem uns freilich die ergreifende Geschichte der ertrunkenen Knaben wie eine Probe vergangener Erzählungskunst anmutet. Inhaltlich bedenklich ist die „gefährliche Wette“, ein alberner Studentenstreich, der damit treffend genug charakterisiert ist, dass ihn Christoph „einem Kreise versammelter lustiger Gesellen vorträgt“, wenn auch die Form der Episode untadelhaft ist.

c. Eingeschobene Briefe.

Lehrreich ist der Vergleich beider Fassungen hinsichtlich der eingeschobenen Briefe. Die E. F. enthält deren drei an Natalie, Lenardos Briefwechsel mit Tante und Cousinen, zwei Briefe Hersiliens, wovon der eine[1] als Begleit- und Einführungsschreiben des „Mann von 50 Jahren“ später wegfällt, und einen wenigstens inhaltlich wiedergegebenen Brief der schönen Witwe beim Abschied vom Lago Maggiore. Diese schon beträchtliche Zahl wird in dem kürzeren neuen Teil noch erheblich vermehrt durch drei Briefe von Hersilie und einen zwar sehr kurzen von Felix,[2] einen von Wilhelm an Natalie,[3] vier Briefe zwischen Wilhelm, Lenardo und Abbé,[4] einen Briefwechsel der Baronin mit Makarie,[5] einen Brief des „kosmetischen Freundes“ im Auszuge[6] und einen des jüngeren Beamten als Begleitschreiben zu „Wer ist der Verräter.“ Nur erwähnt werden ein Empfehlungsbrief für Lenardo an den Verein,[7] ein Brief des Majors,[8] einer des Obristen[9] und einer der schönen Witwe.[10] Und da hat der Dichter noch nicht einmal alle Briefe aufgenommen, die er für die Z. F. plante. Nach Par. 1—3 sollte auch Natalie zwei Briefe schicken, die uns jedenfalls angenehmer erschienen wären als so mancher andere. Das Schema 32 bietet uns drei Briefe, mit denen die neue Arbeit am „Mann von 50 Jahren“ beginnt, und die in ziemlicher Länge zwischen Baronin und Major hin- und hergehen sollten. Ihr Inhalt ist später einfach historisch wieder-

[1] Lesarten 79 und 107. [2] XXV, 34. [3] XXV, 38. [4] XXIV, 350 ff und 375 f. [5] XXIV, 302 und 347. [6] XXIV, 338. [7] XXIV, 218. [8] XXIV, 300. [9] XXIV, 326. [10] XXIV, 345.

gegeben wie der des geplanten Briefwechsels zwischen Lenardo und Juliette beziehungsweise der diktierenden Makarie, sein Verhältnis zur Schönen-Guten und ihr „Reiseprojekt" betreffend, also das jetzige Kapitel III, 14. Das starke Anwachsen der Briefe findet natürlich seine Erklärung darin, dass bei den vielen eingeführten Figuren der Zusammenhang zwischen den einzelnen Personen und Schauplätzen, besonders nach dem Schluss zu, unter schwierigen Verhältnissen aufrecht erhalten werden musste.

d. Einsätze.

In der Verwendung der Einsätze sind z. T. Unterschiede der beiden Fassungen begründet. Der parabatische Einsatz ist in der E. F. nur zwei- und in der Z. F. nur einmal vertreten.[1] Doch muss das bedeutende Anwachsen der parabatischen Bemerkung[2] festgestellt werden, mag sie als „Zwischenrede" oder redaktionelle Bemerkung oder als blosses Hervortreten des mit dem Leser Verbindung suchenden Dichters die fortlaufende Erzählung unterbrechen. Die Zahl der parabatischen Bemerkungen ist in den neuen Teilen der Z. F. ungefähr dreimal so gross als in der E. F., und manche Abschnitte, z. B. die Kapitel II, 5 und III, 10 u. 14, haben deren fast auf jeder Seite. Doch finden sich unter ihnen allen nicht solche, die das Spiel des Dichters in der E. F. geradezu aufdecken: „Auf diesem Punkte verlassen wir nun unsere Manuskripte; von der Unterhaltung der Freunde finden wir nichts aufgezeichnet, ebensowenig vermöchten wir den Zusammenhang mit dem Nachfolgenden anzugeben, wovon wir in demselben Fascikel, auf demselben Papiere kurze Erwähnung finden, dass nämlich . . . u. s. w."[3] Viele persönliche Bemerkungen der Z. F. sind allerdings auch eigenartig genug. Zu loben ist, dass die „Zwischenrede" nach Ausdehnung und Inhalt zu ihrem Vorteil in der Z. F. geändert worden ist.

---

[1] E. F. Lesarten 116, 131 Z. F. XXV, 1. [2] E. F. Lesarten 22, 28 f, 108 f, 116, 129, 131, XXIV, 291, 362, 366, 369, 371, XXV, 22, 78. — Z. F. XXIV, 51, 56, 119, 179, 190, 269, 300, 308, 320, 322, 325, 328, 334, 339, 343, 380, XXV, 32, 169, 193, 194, 195, 196, 197, 201, 204, 205, 210, 215, 259, 260, 261, 264, 266, 268, 269, 272, 273, 275, 276, 277, 278, 283, 284, 286, 291. [3] Lesarten 129.

Der historische[1] Einsatz und der rekapitulierende[2] haben an Zahl bedeutend zugenommen, weniger aber der personelle.[3] Letzterer war auch nicht allzuoft möglich, denn sonst wäre bei der grossen Zahl der auftretenden Personen die Verwirrung zu gross geworden. Zu erwarten war einerseits die Zunahme von Einsätzen mit allgemeinen Betrachtungen[4], besonders im Briefstiel und in den aus der letzten Arbeitszeit stammenden Abschnitten, während ebenso andrerseits die Abnahme des fortschreitenden[5] Einsatzes in der Vorliebe des alternden Dichters für gewisse Weitschweifigkeiten und Wiederholungen bei noch so epigrammatischer Kürze des Ausdrucks begründet ist.

e. Lyrische Einlagen.

Bei der im Alter sich eher steigernden als abnehmenden Teilnahme Goethes für Musik — seine Begeisterung für Mendelssohn, die Szymanowska, seine Tafelgesänge, die „Aussöhnung" in der „Trilogie der Leidenschaft," u. s. w. — und bei der praktischen Verwendung des Gesanges in der grösseren Paralleldichtung erwarten wir hier nicht vergeblich eine ausgedehnte und wenigstens nicht nachlassende Verwendung der gebundenen Rede und der Musik. Ihre Wirkung ist in der Tat in einem die Anschauung des Dichters vollauf aussprechenden Satze gerade in der Z. F. zum Ausdruck gekommen:[6] „Hier nun konnte die edle Dichtkunst ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit der Musik heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig anregt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt".

Zu dem „Künstlerlied", der Romanze aus der „pilgernden Törin", dem „Wanderlied" und der Ballade „Mignon"[7] gesellen sich in der Z. F. das „Lied der Auswanderer", Hilariens und Flavios Gedichte, die übersetzten Stophen aus Horaz und Ovid,[8] und der Plan des Jagdgedichtes.[9] In der Z. F. werden

[1] E. F. XXIV, 105, Lesart. 12 — Z. F. XXIV, 93, 116, XXV, 38, 101, 129, 193. [2] E. F. XXIV, 37, 39, Lesart. 109 f. — Z. F. XXIV, 353, XXV, 63, 82, 191, 259. [3] E. F. XXIV, 72, 260, Lesart. 28, 133. — Z. F. XXIV, 174, XXV, 24, 209, 280, 287. [4] E. F. XXIV, 113. — Z. F. XXV, 33, 166, 169, 77, 292. [5] E. F. XXIV, 13, 31, 47, 174, Lesart. 79. — Z. F. XXIV, 350, XXV, 225. [6] XXIV, 320. [7] XXIV, 373. [8] XXIV, 306. [9] XXIV, 308 f.

einige Gedichte nur genannt: Flavios Gedicht an Makarie,[1] seine Wechselgedichte mit Hilarie,[2] die sonstigen Gedichte des Majors[3] und das Gedicht Odoardos an Aurora.[4] Gesang und Instrumentalmusik werden in der E. F. in der pädagogischen Provinz als Grundlage gelehrt und ausgeübt. Der Maler auf dem Lago Maggiore und die neue Melusine begleiten ihren Gesang auf der Laute, und in der Eingangsnovelle tönt „ein frommer, mehrstimmiger Gesang verhallend aus der Ferne." Gesungen und gespielt wird von Hilarie[5] und von den Spinnerinnen und Weberinnen[6] im Gebirge. Oft finden wir nur die Namen oder Werke von Dichtern erwähnt. In E. F. sind es Yorik[7] und Musäus,[8] in Z. F. eine ganze Reihe: Alfieri,[9] Ambrosius Lobwassers Psalmen,[10] Hallers Alpen,[11] Gessners Idyllen und Kleists Frühling.

f. Motive aus den bildenden Künsten.

Bei Goethe wird die Frage nicht zu umgehen sein, wie weit die bildenden Künste in beiden Fassungen herangezogen sind. Die innige Verflechtung von Musik, Poesie, Tanz und bildender Kunst, allerdings gerade mit Ausschaltung der alle vereinigenden dramatischen Dichtung, fördert und lehrt die pädagogische Provinz. Hatte Sulpiz Boisseree[12] in der E. F. „über die Ausübung der Kunst viel Treffliches und Weises gefunden" und nur bedauert, „dass hier der Maler gegen die Baukünstler und Bildhauer gar kurz abgekommen", so wird er wohl in dieser Hinsicht von der Z. F. nicht sehr erbaut gewesen sein. Die Architektur, die in der pädagogischen Provinz einen grossen Raum einnimmt und am Lago Maggiore öfter Anlass zur Erwähnung gibt,[13] fehlt in der Z. F. vollständig, höchstens wird im „Dahinreiten" eine „edle Villa" mit einem Blick gestreift[14] und sogleich aut die sozialen Neigungen des Besitzers übergegangen. Traurig wird es mit der Malerei bestellt. In der E. F. sind herrliche Wandbilder in der Kapelle — eines davon, die Flucht nach Ägypten, sogar als lebendes Bild — und in der Halle der pädagogischen Provinz in grosser Anzahl, Glasmalereien beim Antiquitätensammler,[15] heroische Landschaften mit dem „anmutigen Scheinknaben" Mignon[16] und das

[1] XXV, 262. [2] XXIV, 324. [3] XXIV, 306. [4] XXV, 199. [5] XXIV, 265, 315, 343. [6] XXV, 113. [7] XXV, 183. [8] XXV, 70. [9] XXV, 77. [10] XXV, 125. [11] XXV, 238. [12] S. Boisseree an Goethe am 5. Juli 1821. [13] XXIV, 354. [14] XXIV, 216. [15] XXIV, 221. [16] XXIV, 354.

ganze Portefeuille des Künstlers zu schauen.[1] Die in Hilarie schlummernde Begabung wird vom jungen Maler erweckt und zur Betätigung angeregt. Nur eine Gallerie historischer Bildnisse ist in der Novelle „Wer ist der Verräter" angebracht. Maler, Zeichner und Bildhauer sind Schüler in der pädagogischen Provinz, und eine kolossale Gruppe von dem Sarkophage des Museo Pio-Clementino dient ihnen zum Vorwurf. Sogar der alte Antiquitätensammler erfreut sich an einem schön geschnitzten, elfenbeinern Kruzifix.[2] Was weist nun die Z. F. davon auf? Historische Bilder bei Makarie,[3] Portrait-Gallerien des 16. und 18. Jahrhunderts und Stadtprospekte beim nüchternen Oheim, ein Miniaturportrait des Majors[4] und gar Zeichnungen von Geräten im Tagebuch Lenardos, die er „leider nicht mitgeben" konnte.[5] Und wie die Nachbildungen von Gesichtsnerven[6] Wilhelm interessieren, so erscheint ihm die Erinnerung an den ersten Anblick körperlicher Schönheit bei dem badenden Fischerknaben[7] fast nur noch wie ein Traum. Ja die herrliche Plastik wird zur Dienstmagd der Nützlichkeit in der plastischen Anatomie, der schöne Sturz eines antiken Jünglings dient nur dazu, um „die ideelle Gestalt von der Epiderm zu entblössen und das schöne Lebendige in ein reales Muskelpräparat zu verwandeln."[8] Dem alternden Dichter ist der Sinn für das Schöne nicht abgestorben, aber er hat hier an lebendiger Kraft und ausschliesslicher Zuwendung zur Schönheit verloren und sich dem Nützlichkeitsprinzip untergeordnet. „Vom Nützlichen durchs Wahre zum Schönen" lautet jetzt die Devise. An die Stelle der Kunst sind in der Z. F. Technik und Handwerk getreten, und ihr gegenseitiges Verhältnis beschäftigt den Dichter mehr als je.

g. Bibel und Antike.

Wie Goethe im „Westöstlichen Diwan" unbedenklich, ja absichtlich Orient und Antike vereinigt,[9] so können sich auch in den „Wanderjahren" Bibel und Antike friedlich nebeneinander entwickeln. Seiner Lieblingsidee im Alter, der Vereinigung aller Literaturen in der deutschen, entspricht die

[1] XXIV, 366. [2] XXIV, 225. [3] XXIV, 176. [4] XXIV, 322. [5] XXV, 112. [6] XXV, 92. [7] XXV, 44. [8] XXV, 92. [9] Hubert Tschersig, „Das Gasel in der deutschen Dichtung und das Gasel bei Platen." „Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte" XI, 43. Leipzig 1907.

Vorliebe für die Bibel in der Jugend. Bei dem gesteigerten Einfluss der Jugendeindrücke und der ungeschwächten Teilnahme für den Osten müsste man glauben, dass auch der Dichter der Z. F. sich ihrer mehr erinnern würde.[1] Wenn dies nicht der Fall ist, und das Verhältnis in den Fassungen gleich bleibt, so ist auch zu berücksichtigen, dass die vorzugsweise soziale Färbung der neuen Teile diesem Stoffkreis wenig Raum zur Entwicklung bot. Dem Umfange der ausgeführten Motive nach tritt sogar die E. F. bedeutend in den Vordergrund, indem die Bilder der „Flucht nach Ägypten" u. s. w. und aus der jüdischen Geschichte in dem Heiligtum der pädagogischen Provinz unbestritten den Vorzug verdienen, während die Z. F. öfter die Gleichnisse aus dieser Quelle, häufiger aber aus der Antike schöpft. Die Bevorzugung des klassischen Altertums ist ein entschiedenes Kennzeichen der Z. F. Der Seitenblick auf die Paralleldichtung macht diese Tatsache noch wahrscheinlicher. Wie sich im zweiten Teil des Faust und hier vor allem in der Helena, jenem aus der griechischen Welt für einige Zeit in die moderne herüberschwankenden Gespensterbild, eine der Antike wenig fernstehende Fülle in Form und Gestaltung entfaltet,[2] so erklärt sich hieraus zugleich der mächtige Zudrang antiker Elemente — das Verhältnis der betroffenen Stellen in den beiden Fassungen ist 7: 19 — und das notwendig folgende Zurücktreten der Bibel.

2. Die Mittel der Charakteristik.

a. Unmittelbare Charakteristik.

Die Art der Charakteristik, als Verbindung der unmittelbaren und mittelbaren, musste in der Z. F. im grossen und ganzen dieselbe bleiben, schon deshalb, weil hier häufige Interpolationen oder Fortsetzungen zu begonnenen Dialogen geliefert werden. Nur in den ganz neuen und späten Kapiteln konnte in ziemlich auffallender Weise die unmittelbare Charakteristik oder das Charaktergemälde, zu des überrigorosen Spielhagen grossem Leidwesen,[3] zur Verwendung kommen.

[1] Vgl. Herm. Henkel, Goethe und die Bibel. Leipzig 1890; dazu Kochs Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte I, 120 und 514; V, 354; VII, 120. Viktor Hehn, Goethe und die Sprache der Bibel: Gedanken über Goethe 3. Aufl. Berlin 1895. [2] Karl Olbrich: „Goethes Sprache und die Antike." 1891. S. 14. [3] Harry Mainc in der Heinemannschen Ausgabe der Wanderjahre S. 435.

In der E. F. sind zwar schon kurze Beispiele der unmittelbaren Charakteristik vorhanden. Dort war sie aber einmal nicht zu umgehen, als es sich darum handelte, die Eigenschaften und Verpflichtungen des „stummen“ Barbiers bekannt zu machen, bevor er sein märchenhaftes Erlebnis erzählte. Andere Male sind sie kurz und organisch eingefügt, z. B. in der Novelle die Schilderung der Neigungen der aus dem Hofleben auf das Land versetzten Baronin.[1] In der Z. F. wird das Charaktergemälde häufiger und geradezu aufdringlich, indem es gewöhnlich durch eine auffällige parabatische Wendung eingeleitet wird: „Nun aber empfinden wir mit unserm Freunde, wie schmerzlich die Stunde des Abschieds herannaht und mögen uns gern von den Eigenheiten seines trefflichen Wirtes, von den Seltsamkeiten des ausserordentlichen Mannes einen deutlichen Begriff machen.“[2] Hier folgt dann wieder ein Abschnitt über den Oheim, z. T. in geschichtlicher Entwicklung. Ganz ähnlich heisst es bei Makarie mitten im zehnten Kapitel:[3] „Am dritten Tage Morgens begab sich unser Freund zu Angela“ und wünschte „nicht ohne einige Verlegenheit“ noch etwas von Makariens Eigenheiten zu hören. Die anschliessende Schilderung von Makariens Verhältnis zu den Gestirnen wird dann in III, 15 z. T. wiederholt, abermals mit der Einführung: „Zu diesem Punkte aber gelangt, können wir der Versuchung nicht widerstehen, ein Blatt aus unsern Archiven mitzuteilen, welches Makarie betrifft.“ In der Geschichte der ertrunkenen Knaben erhält die Tante eine unverdiente Charakteristik von zwei Seiten, „um die Bedeutung dieser Szene klar zu machen“, muss Wilhelm „von dem Charakter und dem Wesen dieser Frau das Nähere vermelden.“ In der Novelle Odoardos versteht es sich von selbst, dass bei seinem und seiner Gemahlin Charaktergemälden[4] gleiche parabatische Bemerkungen nicht fehlen dürfen.

b. Physiognomik.

Ist ein hehagliches Verweilen des älteren Dichters bei moralischen Charaktergemälden sehr natürlich, so glaubt man doch die Erscheinung einer reichlicher ausgestatteten, jedenfalls nicht zurückgehenden Physiognomik, d. h. die Verwendung konkreter, sinnlicher Züge bei seiner sonst nur allgemein

[1] XXIV, 312. [2] XXIV, 119. [3] XXIV, 190. [4] XXV, 179—200, 205—207.

andeutenden, unsinnlichen Darstellung der äusseren Person, in der Z. F. nicht erwarten zu dürfen, zumal nach der oben nachgewiesenen zunehmenden Vernachlässigung der bildenden Kunst. Vergleicht der Dichter doch selbst seine Manier mit der des grossen Koloristen Tizian, der „im hohen Alter diejenigen Stoffe, die er früher so konkret nachzuahmen gewusst hatte, auch nur in abstracto, z. B. den Sammet nur als Idee davon malte.“ [1] Zwar ist die Farbenpracht und die Fülle malerischer Details der Eingangsnovelle, die ja schliesslich nur ein schönes lebendes Bild ist, ein unvergleichbares Schmuckstück der E. F., und die Erziehungsmaximen der pädagogischen Provinz sind z. T. auf physiognomischen Grundsätzen aufgebaut. Die Gebärden-Grüsse der Zöglinge sind ebenso den Stufen angepasst, als aus der freigewählten Farbe und dem Schnitt der Kleidung die Sinnesweise der Knaben erkannt wird. Und die Herzensgeschichte des Majors ist gleichsam mit seinem Äusseren verwachsen. Aber die zumeist abstrakten allgemeinen Bezeichnungen äusserer Charakteristik werden doch in der Z. F. viel öfter von bestimmten Zügen einer sinnlichen Darstellung unterbrochen. Die liebevolle Teilnahme des Dichters für Felix haben wir hier auf sein Äusseres sich ausbreiten sehen. Das Seitenstück zu der Schlussszene, wo der Vater mit Entzücken auf die herrliche Gestalt des holdesten Jünglings mit den braunen Locken, den geröteten Wangen und dem im Schlafe lächelnden Munde herabsieht, bietet das Bild der badenden Knaben (II., 11), deren unverhüllte Gestalten „die Augen mit einer dreifachen Sonne blenden“, und des ertrunkenen Freundes: „Die Perlenreihen seiner Zähne waren fest verschlossen, die Lippen, auf denen der Abschiedskuss noch zu ruhen schien, versagten auch das leiseste Zeichen der Erwiderung“ auf seine kindlichen Wiederbelebungsversuche. Höchst ausführlich sind die Schilderungen des Tabulettkrämers, dessen „schöne schwarzen, etwas listigen Augen, wohlgezeichneten Augenbrauen, reiche Locken und blendende Zahnreihen“ die muntere Hersilie etwas an die Orientalen erinnern, und der nun ernsteren Philine, die „bei einer einfachen, sehr reizenden Kleidung sich durch das Sonderbare auszeichnete, dass sie von blumig gesticktem Gürtel herab an langer silberner Kette eine mässig grosse englische

---

[1] Zu Riemer 1831.

Schere trug, mit der sie manchmal . . . in die Luft schnitt und schnippte und durch einen solchen Akt die sämtlichen Anwesenden erheiterte." Philine sorgt sogar für eine ästhetischere Kleidung „der tüchtigen Körper und hübschen Figuren" der Bauermädchen. Auch von Flavio können wir uns erst in der Z. F. ein Bild machen. Ein „zierliches Ohr, eine volle Wange, die krausen Locken und schwarzen funkelnden Augen, die länglichen zartkräftigen Finger," seine mit der des Vaters verglichene Breite und Grösse sind derart detaillierte Angaben, wie sie in der E. F. kaum zu finden sind. Nebenpersonen, wie die neckische Florine und der Gehilfe Nachodinens, werden mit paar kräftigen Strichen umrissen, während Hauptfiguren wie Hersilie, Hilarie, der Oheim und die Schöne-Gute auch jetzt noch ganz leer ausgehen. Selbst Wilhelm, von dessen äusseren Wandlungen die Lehrjahre stets berichteten, ist hier nur als moralische Person vorhanden. Während er in der E. F. einfach von Friedrich „noch vollkommen für denselben angesprochen" wurde,[1] kommt in der Z. F. wenigstens „eine gewisse Lebhaftigkeit der Stimme und Sprache, die man in der neueren Zeit nicht gewohnt war", bei dem „zartempfindenden Mienenkenner" zur Geltung.

c. Charakterentwicklung. Erste Eindrücke.

Goethe als Pädagog legt grossen Wert auf die Umgebung, in welcher der Mensch aufwächst,[2] auf das Milieu der Jugend: „in der Gewohnheit beruht das einzige Behagen des Menschen." In diesem Sinne ist natürlich unsere pädagogische Provinz angelegt. Nicht dass dieser Grundsatz nun in der Z. F. abgeändert erschiene, denn von einer Wandlung in der Ansicht beim Dichter kann da nicht mehr die Rede sein, aber es wird hier ausdrücklicher betont, dass der Mensch nach noch so langem Umwege wieder der ersten Jugenderinnerung nachgeht und jetzt erst die jugendlichen Hoffnungen und Wünsche verwirklicht. Am deutlichsten springt das bei Montan in die Augen, indem er gerade in der Einschaltung des vierten Kapitels den Beweggrund zu seiner Bergkarriere erzählt: „eben dass ich in meiner Kindheit bei einem liebenden Oheim, einem hohen Bergbeamten, erzogen wurde, dass ich mit den Pochjungen gross geworden bin, auf dem Berggraben mit

[1] Lesarten 28. [2] Langguth a. a. O. S. 177.

ihnen kleine Rindenschiffchen niederfahren liess, das hat mich zurück in diesen Kreis geführt, wo ich mich nun wieder behaglich und verjüngt fühle.“ Genau so verhält es sich bei Wilhelm; auch in ihm wird im Alter ein erster Jugendeindruck wach. Als Knabe hatte er sich in der ersten Verzweiflungsstunde seines Lebens vorgenommen, „das Aderlassen und was dergleichen Dinge mehr waren“, zu lernen. Die praktische Konsequenz davon ist aber, dass die Jugend oder ihr typischer Vertreter Felix von vornherein in den einmal betretenen Bahnen fortwandeln muss.

3. Der Dialog.

Im Dialoge ist die Technik der beiden Fassungen unverändert geblieben, wenigstens was die formale Seite betrifft. Z. T. ist das leicht begreiflich bei solchen Gesprächen, die in der Z. F. erweitert wurden und dann stets dieselbe Manier aufweisen. Auf längere Dialogabschnitte folgt hier wie dort ein Stück Erzählung mit blosser Angabe des Inhalts des Gesprochenen. Hier wie dort ist er reichlich angewendet, und wenn in der E. F. dem Kapitel am Lago Maggiore jeglicher Dialog fehlt, so hat auch in der Fortsetzung des „Mann von fünfzig Jahren“ das Kapitel vier nur einen Dialog, und III,14 und 15 sind ebenfalls rein historische Darstellungen. Andrerseits ist der dem dramatischen Vorbilde sich nähernde lebhafte Dialog am Schluss von „Wer ist der Verräter“ in der Z. F. nirgends erreicht, obwohl hier die Dialoge zwischen Wilhelm und Montan die der E. F. in wenigstens gleicher Lebhaftigkeit fortsetzen. Direkte und indirekte Rede wechseln dabei in den Fassungen gleichmässig ab, und die öfteren Unregelmässigkeiten der Z. F. finden ihre Erklärung in deren zahlreicheren parabatischen Bemerkungen. Als Mittel der Charakteristik muss der Dialog naturgemäss dieselbe Stelle einnehmen, insofern die Quantität berücksichtigt wird. Eine individuelle Sprechweise findet nicht statt, die Charaktere sind auch alle so ähnlich und sämtlich zu einer so idealen Höhe heraufgeläutert, dass es sonderbar wäre, wenn Lenardo anders spräche als Wilhelm oder Montan oder der edle Oheim.[1] Höchstens wird die Darstellung einige Male dadurch belebter, dass die Rede als Ausdruck des Affekts einige lebhafte Szenen in beiden

[1] R. Riemann a. a. O. S. 318.

Fassungen zeitigt. Deren enthalten die Novellen „Wer ist der Verräther" und „der Mann von 50 Jahren" mehrere,[1] und geradezu stürmisch sind die Szenen am Totenbette von Nachodinens Vater[2] und beim Wiedersehen von Felix und Hersilie.[3] Doch ist der Stil der Wanderjahre hierin sehr ungleich. Zuweilen gibt Goethe die leidenschaftlich erregte Rede, zuweilen weicht er aus.[4] In letzterer Hinsicht ist die parabatische Bemerkung: „Eine Szene, wie dies zugegangen, wagten wir nicht zu schildern, aus Furcht, hier möchte uns die jugendliche Glut ermangeln", für die Z. F. ebenso bezeichnend wie das Anschwellen der theoretisierenden Dialoge. Schon die Erweiterung solcher Dialoge in der Z. F., z. B. der Wilhelms mit Montan[5], mit Lenardo[6] oder dem Antiquitätensammler[7], bezeugt die wachsende Vorliebe des Dichters für das Didaktische. Und die neu eingeführten Personen des Oheims, Makariens, Lenardos mit seinem technischen Tagebuche und Odoardos mit dem Gegensatz von alter und neuer Welt bringen des Theoretischen soviel mit, dass der Redaktor der Z. F. sich entschuldigte: „Unsere Freunde haben einen Roman in die Hand genommen, und wenn dieser hier und da schon mehr als billig didaktisch geworden, so finden wir doch geraten, die Geduld unserer Wohlwollenden nicht noch weiter auf die Probe zu stellen."

Der Monolog stellt sich als gleichmässiges Glied in der Technik beider Fassungen dar, wogegen das Gleichnis, ohne Beschränkung auf den Dialog und öfter in der Gestalt der sog. Metapher, in der Z. F. bedeutend überwiegt. Von 139 Gleichnissen[8] und Metaphern gehören nur 60 der E. F. mit Ausnahme der „pilgernden Törin" an. Öfter wird eine Stelle nur eines Gleichnisses wegen verändert und dieses der ebenfalls reicher bedachten Antike entnommen. Als typisches Beispiel möge die Änderung folgenden Satzes der E. F. erwähnt sein. Dort hiess es:[9] Felix war nicht zu erwecken und der Vater trug ihn schlafend von dem Orte weg, der ihn zu solcher heftigen Leidenschaft aufgeregt hatte." Statt dessen bringt

[1] XXIV, 127, 168, 172, 280, 289, 290 f, 346. [2] XXV, 256. [3] XXV, 292 f. [4] Riemann a. a. O. S. 359. [5] XXIV, 45,18—46, 49—62. [6] XXIV, 215 f. [7] XXIV, 227. [8] Vgl. Herm. Henkel, das Goethesche Gleichnis. Halle 1886. — Viktor Hehn, Gleichnisse: Gedanken über Goethe. Berlin 1887. S. 308. [9] Lesarten 21.

die Z. F. bei sonst unveränderter Umgebung das schöne Gleichnis: „Felix war nicht zu erwecken, die Untergebenen trugen ihn daher auf der tüchtigen Matratze, wie ehemals den unbewussten Ulyss, in die freie Luft.“

IV. Sprachliche Eigentümlichkeiten.

Wilhelm Scherer hat von dem Stil der „Wanderjahre“ geurteilt, dass man, wenn man nicht das Gegenteil wüsste, ganz gewiss auf verschiedene Autoren schliessen würde.[1] Wie der Ideengehalt in dem zweiundzwanzigjährigen Zeitraum von 1807 bis 1829 Wandlungen durchmacht und die Technik in den Formen der Gestaltung wechselt, so sind auch in der Sprache drei Phasen nur allzudeutlich erkennbar. Die den drei ersten Jahren der Entstehungsgeschichte angehörigen Teile (Vgl. S. 8) sind naturgemäss am regelmässigsten und schönsten. Das Bild ändert sich aber bedeutend bei den Erzeugnissen der Jahre 1820 und 21. Die pädagogische Provinz und alle sozialen Teile der E. F., besonders aber die Szene auf dem Lago Maggiore und die Novelle „Wer ist der Verräter?“, stehen ganz im Zeichen des sogenannten Altersstils. Die Sprache wird gedrängter und ihre feste Form dem Bilde und dem Gedanken geopfert, wenn diese das Übergewicht erhalten.[2] In der dritten und letzten Arbeitsepoche von 1825 bis 29 setzt sich die sprachschöpferische Tätigkeit fort, aber besonders der Satzbau entwickelt sich nicht immer zum Vorteil, und der Stil erstarrt schliesslich zur Manier. Nür allzuoft war die Stimmung des Dichters in den letzten Jahren dem Schaffen durchaus nicht günstig, und da half auch nicht immer das Mittel des Arbeitens in den frühen Stunden des Tages, wo er sich noch vom Schlaf erquickt und gestärkt fühlte und die Fratzen des Lebens ihn noch nicht verwirrt“ hatten.[3]

---

[1] Poetik. Berlin 1888. S. 157. [2] P. Knauth, Goethes Sprache und Stil im Alter. Leipzig 1898. S. 143. [3] Zu Eckermann am 11. März 1828.

1. Wortbildung.

a. Substantive. Die Neubildung einfacher Substantive ist in beiden Fassungen selten und dazu schwankend. In der E. F. überwiegen die Formen auf -heit: „Kleinheit, Sanftheit, Geradheit, Selbstheit“[1] — in dem neuen Teile der Z. F. finde ich nur „Vorkommenheit“[2]. Dagegen ist in der Z. F.[3] die Endung -keit beliebter: „Nettigkeit, Mutigkeit, Bräuchlichkeit“[4] — in der E. F. nur „Mildigkeit.“[5] Eine Eigentümlichkeit der Z. F. ist die Neubildung oder Neubelebung der kurzen Wörter: „Schnelle“ (=Schnelligkeit), „Steile“[6] (= steiler Abhang), „Richte“ (-Richtung) u. s. w. Reicher ist aber das Gebiet der zusammengesetzten Ausdrücke. Sie sind das erste Merkmal, das die späteren Teile der E. F. von den früheren sondert. Der Unterschied zwischen 1808 und 1821 wird an einem Beispiele deutlich. In der Ausgabe der „pilgernden Törin“ von 1808 hiess es: „Nun versuchte er zu lesen, ... manchmal durch den Schritt eines Wanderers angenehm abgezogen und zerstreut.“[7] Bei der Durchsicht des Textes zog Goethe 1821 an der betreffenden Stelle vier Worte zu einem einzigen zusammen, das „Wanderschritte“ lautet. Die Neigung zu den kürzeren Kompositis wächst im letzten Jahrzehnt, wenn sie auch in den „Wanderjahren“ an die kühnen Bildungen des zweiten Faust nicht heranreichen. „Tatfähigkeit, Frommsinn, Glanzwohnung oder Glanzraum, Schattenkühle, Nachhausekunft, Zuckerzierlichkeit, Kiesweidicht“[8] fallen in der Z. F. gleich den Zusammensetzungen mit Miss-: „Misswetter, Missgefühl, Missbefinden, Misshelligkeit“[9] am meisten auf. Die Z. F. hat von letzterer Art nur das Kompositum „Misstritt.“[10]

b. Adjektive. Ihre Verwendung geht der der Substantive ziemlich parallel. Von neugebildeten sind nur solche mit der Endung -isch in der Z. F. bemerkenswert. „Jägerisch, haushältisch, gebirgisch“[11] stehen einem vereinzelten „schalkisch“[12] in der E. F. gegenüber. Das von den Zusammensetzungen der Substantive Gesagte gilt auch von denen der

---

[1] XXIV, 42, 86, 87, 130, 244. [2] XXIV, 310. [3] Im sprachlichen Teil muss immer beachtet werden, dass Z. F. den neuen Teil der zweiten Fassung bedeutet! [4] XXIV, 125, 285, 304. [5] XXIV, 168. [6] XXV, 265 und 296. [7] XXIV, 73 und dazugehörige Lesarten. [8] XXIV, 52, 97, 180, 317. XXV, 44, 45, 193, 297. [9] XXIV, 180, 287, 309. XXV, 99 und 198. [10] XXV, 10. [11] XXIV, 216. XXV, 42, 271. [12] XXIV, 172.

Adjektive. Die E. F. bleibt sowohl in der Anwendung eigentlicher Komposita, wie „dämmerhell, treufleissig“, als auch in der Zusammenstellung von Adjektiv und Adjektiv oder Adverb und Adjektiv, wie „frei-heiter, klar-blau, ernsthaft-froh, feierlich-heiter“, ziemlich zurück. Dieses Verhältnis gilt auch von den in ihnen zum Ausdruck kommenden Gegensätzen. „Ernstlieblich, ernsthaft-froh, schmerzhaft freundlich“[1] wirken in der E. F. in erhöhtem Masse durch den Kontrast; in der Z. F. tun dies „dämmer-hell, zartkräftig, ernst-freundlich, ernst-anmutig.“[2]

Personenbezeichnungen, durch Zusammensetzungen von Adjektiven entstanden, werden für die Z. F. typisch. Die Entwicklung dieser Art schreitet allmählich vor. In Lenardos Tagebuch und in den Paralipomenis heisst Nachodine zunächst die Gute Schöne.[3] Dieser Ausdruck ändert sich im letzten Jahrzehnt in Schöne-Gute und bildet das Muster für weitere Bildungen der Art in der Z. F. Die Prinzessin Sophronie tritt als Schöne-Liebliche[4] auf, Juliette als Sinnige-Gute[5] und die Dienerin Odoardos als gute Alte. Bei letzterer geht die Manier so weit, dass selbst Odoardo von der „guten Alten“ spricht,[6] was sich in dem Munde ihres Herrn gewiss komisch ausnimmt. Übrigens war in der Novelle „Wer ist der Verräter“ der alte Hausfreund auch schon öfters als „guter Alter“ bezeichnet worden. Die gesteigerte Vorliebe für das schmückende Beiwort äussert sich schon hierin und noch mehr in der ausserordentlichen Zunahme der meisten adjektivischen Lieblingsausdrücke, wie wir noch weiterhin sehen werden. In der Z. F. ist das Epitheton ornans fast auf jeder Seite reichlich vertreten: „eine edle Villa, der würdige Oheim, die gute Dame“ (Makarie) u. s. w. In dem zwei Seiten langen Schlusskapitel ist Felix dreimal der „holde Jüngling“ oder die „holde Blume“, und die Schiffer sind stets „gewandte Männer, wackere Männer oder tätige Männer.“ Die E. F. bietet ausser dem oben genannten Falle in dieser Beziehung nichts Ähnliches.

c. Verben. Ungewöhnliche Simplizia sind fast garnicht vorhanden oder machen keinen Unterschied der Fassungen aus, wohl aber die zusammengesetzten Verben, bei denen durch die sonst nicht beliebte Verbindung mit Präpositionen ein deutlicheres Bild oder der Ausdruck einer kräftigen Bewegung

---

[1] XXIV, 373, 232, 32. [2] XXIV, 60, 318, 216. XXV, 227. [3] XXV, 232 und Lesarten S. 256. [4] XXV, 202. [5] XXV, 261. [6] XXV, 195.

bewirkt oder verstärkt wird. Die E. F. steht hier wieder sehr nach. „Ausleben"(= zu Ende leben), „hinabstreichende Wiesen", „durchblicken" (= durchschauen), erschauen, überbleiben, vermoosen, „einwildern" (= verwildern)[1] gehören zu dieser Klasse. In der Z. F. ist die Auswahl viel grösser. „Androhender Krieg, weitaussehende Plane, anscheinende Ruhe, unteilnehmen, ausquellen, hinkreisen, anspielen (intransitiv) ersehen, auferwachen, angewohnen, rückkehren"[2] sind daraus einige Muster. In fast allen diesen Fällen ist die Analogiewirkung mehr oder weniger stark gewesen.

2. Lieblingsworte.

Wenn es nicht allein sehr interessant, sondern auch sehr belehrend ist, die Lieblinge eines ausgezeichneten Mannes kennen zu lernen,[3] so ist es doppelt, zu sehen, welche von den bevorzugten Wörtern den Vorrang bis in die allerletzte Lebenszeit Goethes behauptet haben. Von vornherein lässt sich natürlich auch sagen, dass Einflüsse der physischen oder moralischen Natur des Dichters eine grosse Rolle spielen.

Unversiegbar bleibt die Quelle Goetheschen Schaffensdranges auch im höchsten Alter. Wie der Dichter noch 1827 in einem Briefe[4] für sich die Forderung aufgestellt hatte: „Die entelechische Monade muss sich in rastloser Tätigkeit erhalten", und dem gemäss bestrebt war, sein Leben zu dauernder, zielbewusster Tätigkeit zu steigern und sich selbst zum sittlichen Charakter, zur Entelechie zu entwickeln,[5] so mussten auch Ausdrücke in seiner Gunst steigen, die diesem Lieblingsgedanken entspringen. „Tätig" und „wirken" stellen die Erfüllung der „Forderung des Tages" vor, von ihnen steigt ersteres Wort bis zur doppelten (8 : 17), letzteres bis zur vierfachen Zahl (5 : 19). Auf sittlichem Gebiete entspricht, besonders nach der Abfassung der Makariendichtung, die wachsende Verwendung von „rein" (8 : 20). In schwächerer Bedeutung als „rein" stellen sich „streng" (3 : 6),[6] „schicklich" (10 : 14), „anständig" (4 : 9) und attributives „wert" (1 : 8) dar.

[1] XXIV, 133, 141, 146, 152, 39, 374. XXV, 216. [2] XXIV, 344, 376, 344. XXV, 247, 254, 280, 297, 264, 268, 194, 49. [3] Lehmann, Goethes Sprache und ihr Geist, Berlin 1852. S. 253. [4] An Zelter d. 19. März 1827. [5] Otto Harnack, Goethe in der Epoche seiner Vollendung. 2. Aufl. Leipzig 1901. S. 50. [6] Der Zusammenhang zwischen der Bevorzugung von „streng" und der des Handwerks als „strenger Kunst" ist augenscheinlich.

Ein Lieblingsthema in den Gesprächen des letzten Jahrzehntes ist das „Behagen“. Aus Goethes Leben war allmählich der Gegensatz zwischen Arbeit und Genuss, Anstrengung und Erholung geschwunden, da es von einem stetigen, gleichmässigen, nur durch seine Vielseitigkeit wechselvollen Bestreben gänzlich ausgefüllt ward.[1] Weil es aber noch galt, zwei grosse oder die beiden grössten Werke zum Abschluss zu bringen, so mussten im Interesse der kostbaren Lebenszeit alle Affekte[2] und „alles, was den Menschen aus seinem Gleichgewicht zu bringen pflegt“, ferngehalten werden.[3] Noch strenger und allgemeiner als in einem Briefe von 1784 hat der Greis sich über die Notwendigkeit der „passiven Diät“ ausgesprochen.[4] Lehmann hat sich über den Zusammenhang von Goethes Behaglichkeit mit den Lieblingsausdrücken „Behagen“ und „behaglich“ eingehend ausgesprochen. In der Z. F. nimmt das Substantiv „Behagen“ nur wenig (4:6), das Adjektiv „behaglich“ aber bedeutend (2:11) zu. Der Typus des ein behagliches Leben fordernden Mannes wird in der Z. F. der Major, er nimmt für seine Person nicht weniger als die Hälfte aller „Behagen“ und „behaglich“ in Anspruch. Dass jetzt auch das Wort „mässig“ in den Vordergrund tritt (2:7), ist sehr natürlich. Der Betonung der „passiven Diät“ entsprechend muss andrerseits die schroffe Verneinung „keineswegs“ (17:13) zurückgehen. Eine Lieblingswendung der E. F., insbesondere um 1820, ist „doppelt und dreifach.“ Dort ist der Affekt an 10 Stellen immer „doppelt und dreifach“, in der Z. F. ist dies nur zweimal der Fall.

In Verbindung mit der eben behandelten zunehmenden Mässigung, aber mehr auf Rechnung der wachsenden abstrakten, unsinnlichen Anschauung des Dichters ist die gesteigerte Verwendung der ganz allgemein zeichnenden Adjektive „anständig“ (4:9), „erwünscht“ (4:7), „wünschenswert“ (8:10), „kräftig“ (4:9) und „wacker“ (6:8) zu setzen. Andere Lieblingsausdrücke, die in der letzten Fassung überwiegen, sind „genügsam“ (7:9), „tief“ (13:18), „still“ (6:11) und „munter“ (5:11), während „ansehnlich“ (9:6), „ernsthaft“ (5:2), „sonderbar“ (22:10), „wunderlich“ (31:25) und „gar“ (17:12) einen

[1] Otto Harnack a. a. O. S. 300. [2] Vgl. über den Major XXIV, 311. [3] Vgl. auch seinen Hinweis auf Rinon Lenclos nach dem Tode der Grossherzogin Luise in dem Gespräche mit Laret am 14. Februar 1830. [4] Rich. M. Meyer, Goethes Art zu arbeiten: Goethe Jahrbuch XIV, 193.

Rückgang zu verzeichnen haben. Alle sonstigen bei Knauth[1] aufgezählten Lieblinge, auch die Zusammensetzungen mit „wohl-“ sind in beiden Fassungen gleichmässig vertreten. Eine ausserordentliche Bevorzugung erfährt das Adverb „höchst“ (19:38). Darin äussert sich nicht nur die wachsende Vorliebe für den antikisierenden Elativ, sondern auch die verminderte Anforderung an konkrete, individuelle Ausdrucksweise. Die häufige Verwendung des „höchst“ in der Z. F. mag ein kleiner Ausschnitt aus dem im Januar 1829 geschriebenen Kap. III. 14 zeigen: Der Gehilfe Werners muss „höchst willkommen mit einwirken. Überdem spielt er den Flügel höchst anmutig, wo ihm der Calcul und ein liebenswürdiges Naturell verbunden und vereint äusserst wünschenswert zu Hilfe kommt. Die Töne fliessen ihm leicht und harmonisch zusammen, manchmal aber deutet er an, dass er auch wohl in tiefern Regionen zu Hause wäre, und so wird er höchst anziehend.“ Gerade dieses Stück ist sehr bemerkenswert, weil es dreimal hintereinander „höchst“ und ein gleichbedeutendes und gleichsteigerndes „äusserst“ enthält und noch die Lieblingsworte „tief“ und „wünschenswert“ in der Anwendung aufweist.

Zum Schluss sei hier noch die in der Z. F. auftauchende, fast formelhaft gebrauchte „Wirkung in die Ferne“[2] genannt, die von Wilhelm der Schönen-Guten zugeschrieben wird. Sie gehört also weder dem Jahre 1821 an, wie Rich. M. Meyer[3] glaubt, noch hat sie hier den Sinn, den er in sie irrtümlich hineinlegt, weil er die Wendung aus dem Zusammenhang gerissen hat. „Wirkung in die Ferne“ ist in unserem Roman nicht „die Kraftprobe auf das Mass der Zuneigung oder Wirkung“, sondern sie bedeutet die für andere sorgende und sie anregende Tätigkeit, oder, wie sie Goethe selbst im Par. 43 erklärt, „die Wirkung mit vielen, auf viele.“ Sie ist das, was neben der Beschränkung hergeht. Beschränkung und „Wirkung in die Ferne“ sind die nicht nur von Wilhelm zu erstrebenden Tugenden, sie sind tatsächlich Vorzüge und Eigentum der Schönen-Guten wie Goethes.

3. Gemination. Pleonasmen. Alliteration.

a. Die **Gemination** ist allein der Z. F. vorbehalten. Da alle hier von ihr betroffenen Wörter einen grossen

[1] Knauth a. a. O. S. 67. [2] XXIV, 350. [3] Rich. M. Meyer, Studien zu Goethes Wortgebrauch: Herrigs Archiv von 1896 S. 19 f.

Empfindungs- und Stimmungswert besitzen,[1] so fällt diese Figur nicht auf. „Hilarie wundersam aufblickend rief: Das Blut, das Blut es gehört alles ihre, alles ihre und sie ist es nicht wert.“[2] Und einige Zeit nach dieser aufgeregten Szene hegt Hilarie im Verkehr mit dem genesenden Flavio „ein heimlich, kaum bewusstes Gefühl, dass es nicht unangenehm sein müsste, sich an die Stelle der Angebeteten leise, leise gehoben zu sehen.“[3] Der kleine Wilhelm Meister nimmt nach dem Bade von seinem neuen Freunde Abschied und gelangt „eilig, eilig nach Hause.“[4] Die Schöne-Gute wird von dem überhandnehmenden Maschinenwesen gequält und geängstigt, denn „es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam.“[5] Hersilie schliesst ihren Brief mit dem ungeduldigen Ausruf: „Endlich, endlich! verlangt der Bote seine Abfertigung.“[6] In allen diesen Fällen wird durch die Wiederholung eine Steigerung der Empfindung erzielt.

b. **Pleonasmen.** Eine ähnliche Verstärkung des Ausdruckes wird durch die Wiederholung eines gleichbedeutenden Wortes bewirkt. Diese Manier ist aber meistens nur die Folge einer gewissen Weitschweifigkeit. Wir empfinden den einen Teil einer Verbindung wie „verbunden und vereint“ (der ganze Satz ist auf Seite 79 zitiert) in der Prosa als überflüssig. Diese genannte Wendung stammt aus dem Jahre 1829. Zehn oder zwanzig Jahre früher hätte Goethe wahrscheinlich nur „verbunden“ oder nur „vereint“ gesagt; denn solche Pleonasmen begegnen uns in der E. F. viel seltener und sind dort oft nur eine Folge der grösseren Vorliebe für die Alliteration, z. B. entschieden und entschlossen.

c. **Alliterierende Wortverbindungen.** Auf das auffallend häufige Vorkommen alliterierender Wortverbindungen in der E. F. hat schon ein Kritiker im Jahre 1822 hingewiesen[7] und betont, dass die Verbindungen, die er nennt, „neu“ sind. Zwar erscheinen in den Prosaschriften in der Tat die meisten neugeschaffenen, also recht eigentlich Goetheschen Alliterationen,[8] aber die E. F. übertrifft die andere doch bei weitem, natürlich nur mit Berücksichtigung der wirklich ungewöhnlichen

[1] Knauth a. a. O. S. 75. [2] XXIV, 319. [3] XXIV, 324. [4] XXV, 45. [5] XXV, 249. [6] XXV, 295. [7] Im Literarischen Conversationsblatt von 1822 No. 337. [8] Wilh. Ebrard, Alliterierende Wortverbindungen bei Goethe. Nürnberg 1901. S. 16.

Verbindungen. In seinem durchaus zu weit gehenden und auch die meist zufälligen Alliterationen eingehend behandelnden Buche hat Ebrard 196 alliterierende Verbindungen für die Wanderjahre festgestellt.[1] Wir lassen Verbindungen wie „Haut und Haar, starr und steif" u. s. w. unberücksichtigt und begnügen uns in obigem Sinne mit einem Fünftel der Verbindungen. In der Eingangsnovelle finden sich: „entschieden und entschlossen, Zinsen und Zehnten, Wiesen und Weiden, räumen und reinigen, Gebüsch und Bäume"; in der Seeszene: „leer und ledig, wallen und wogen, scharf und scheelsüchtig, vermoosendes Vermodern." Sonst stehen noch in der E. F.: „Schwindel und Schauder, Schwung und Sprung, Scham und Scheu, Bäume und Büsche, Bund und Band, durchstreift und durchstiegen, Wissen und Wahrheit, Messen und Märkte, bauen und bilden, lustig und lächerlich, behalten und hegen, liebenswürdig und lobenswürdig, Lehren und Leben, Vorteil und Freude, herrschen und hausen, tüchtige und tätige (zweimal), ermuntern und ermahnen, künstlich und klug, schaudern und erschrecken." In den neuen Teilen der Z. F. sind nur folgende zu erwähnen: „gern und günstig, Schritt und Sprung, Körbchen und Kästchen, schweben und schwanken, walten und wirken, Wuchs und Würde, Lust und Leben, schneiden und schnippen." Alle anderen Verbindungen scheiden als stehende Formeln aus.

4. Kürze des Ausdrucks.

Die oben behandelte Weitschweifigkeit in den Pleonasmen verschwindet vor der bekannten Kürze des Ausdrucks im Goetheschen Altersstiel. Doch war unser Roman vor einer oft schwer verständlichen Verdichtung der Sprache,[2] wie sie im zweiten Faust eintrat, als Prosawerk gesichert. Kurze Wortformen wie „Richte, Schnelle, Steile" müssen natürlich der Z. F. angehören, auch schon deshalb, weil Goethes Vorliebe für ungewöhnliche Ausdrücke beständig zunimmt. Diese werden z. T. durch Weglassung von Vorsilben erreicht, wobei das Streben nach Kürze wie die Analogiewirkung gleich beteiligt sind. Besonders tritt die öftere Auslassung von Satzteilen oder das Hinwerfen der Begriffe in der Z. F. merklich hervor. Das Verb fehlt in der Z. F. an 15, in der E. F. nur

[1] Ebrard a. a. O. S. 25. [2] Knauth a. a. O. S. 78.

an 6 Stellen. Dazu sind die zwei von Knauth irrtümlich für die „späteren Prosaschriften“ angeführten Fälle[1] nicht gerechnet, weil sie aus der Übersetzung der „pilgernden Törin“ stammen.[2] Dieses in der Z. F. häufige Hinwerfen der Begriffe entspricht nicht immer der „Flut der Ideen, von denen überrascht der Dichter sich ihrer rasch erwehren und sie festhalten musste.“[3] Es ist vielmehr eine Folge der Arbeitsweise, die nach ihrer aus den Paralipomenis ersichtlichen Art ein stufenweises Vorgehen in der Ausführung ist, besonders bei unproduktiver Stimmung. Der Vergleich der Paralipomena 32 bis 39 oder 42 bis 45 oder 53 bis 54 zeigt uns, dass Goethe dem Gerippe auf jeder Stufe neue verbindende Glieder zufügt, wobei er oft auf das meist fehlende Verb vergisst. Der Satz: „Häuslicher Zustand auf Frömmigkeit gegründet, durch Fleiss und Ordnung belebt und erhalten, nicht zu eng, nicht zu weit, im glücklichsten Verhältniss der Pflichten zu den Fähigkeiten und Kräften“, ist in Par. 42—45 zweimal vorgebildet und dreimal ausgeführt worden, ohne dass sich das Verb eingefunden hat. Noch deutlicher ist dasselbe Verfahren beim Briefe Hersiliens über den Tabulettkrämer,[4] obwohl zwischen den Par. 53/4 und der endgültigen Fassung die Zwischenstufen nicht erhalten sind. Und der Schluss des „Mann von 50 Jahren“: „Hierauf von seiten Makariens eine mildere Beurteilung. Schilderung eines solchen Wesens von innen heraus. Das Äussere erscheint als Folge von Zufälligkeiten, kaum zu tadeln, vielleicht zu entschuldigen“, verrät zu sehr die erschöpfte Geduld des Dichters.

Ein anderes Mal, in dem Briefe Wilhelms an Lenardo, und aus demselben Grunde, fehlt zwar nicht das Verb, aber das zugehörige Personalpronomen der ersten Person:[5] „Ein Duplikat dieses Briefes sende [ich] an Hersilien, das andere an den Abbé . . . An diesen . . . zuverlässigen Freund schreibe [ich] noch einiges, welches er mitteilen wird; besonders bitte [ich,] was mich selbst betrifft . . .“ Vereinzelt fehlen noch andere Pronomina ebenfalls in der Z. F. Das Possessivum „sein“ ist in dem Satze: „so tat sich die Klarheit seiner Auffassung und [sein] glückliches Gedächtnis . . . hervor“, und das Objekt

[1] Knauth a. a. O. S. 83. [2] Wir haben hier eine getreue Nachahmung des französ. Textes an den betreffenden Stellen anzunehmen, da eine Abweichung in den Lesarten bei Hempel S. 429 nicht angegeben ist. [3] Knauth a. a. O. S. 79. [4] XXV, 34, 35 u. 36 [5] XXIV, 351.

„sie“ in: „versah's der Kutscher und warf [sie] in einen Graben“ zu ergänzen. Schwieriger ist die Art der Vervollständigung durch Konjunktionen zu entscheiden. Die Zahl der unverbunden nebeneinander gestellten Sätze und Worte, die wir gewöhnlich durch „und“ verknüpfen, nimmt in der Z. F. entschieden zu. In der E. F. zeichnen sich die zwei Kapitel von „Wer ist der Verräter“ in dieser Beziehung aus, aber das Wesen der Novelle entschuldigt einen so gedrängten Stil. Besonders die Charakterschilderungen bilden solche Anreihungen von Adjektiven: Julie, „die jüngere, neckisch, lieblich, unstät, höchst unterhaltend“; oder der Hausfreund, „ein sehr alter, aber gesunder, frohmütiger Mann, still, fein, klug, auslebend um hie und da auszuhelfen.“ Für diese Art der Charakterisierung ist in der Z. F. nur ein Beispiel vorhanden, das aber die Leichtigkeit und Einfachheit des Satzbaues jener beiden sehr vermissen lässt: „Florine, Besitzerin eines bedeutenden Rittergutes in der Nähe, Winters in der Stadt wohnend, verpflichtet gegen Odoardo, dessen staatswirtliche Einrichtung zufälliger- aber glücklicherweise ihrem Landsitz höchlich zu Gute kam und den Ertrag desselben in der Folge bedeutend zu vermehren die Aussicht gab, bezog Sommers ihr Landgut.“[1] An manchen Stellen[2] der Z. F. muss wiederum ein „aber“ oder eine andere Adversativpartikel hinzugedacht werden: „Wilhelm wollte aus dem Wagen, Juliette [aber] verbot es“; oder „der Mann . . . ging weiter dem Zuge nach, wir [aber] standen erschreckt und erstarrt,“ u. s. w. Die Vorliebe für die unverbundene Zusammenstellung geht in der letzten Zeit soweit, dass lieber das Subjekt wiederholt wird z. B.: „Man setzte sich, man richtete sich ein“[3] oder „man sah wenig, man hörte nichts;“[4] oder ebenda: „der Arzt widerstand, der Arzt gab nach.“

Ungewöhnliche Abkürzung bei der Zusammenziehung ist selten. Die gemeinsame Endung des Adjektivs ist in der E. F. nur einmal weggelassen: „ . . . auf weit- und breiter Wellenfahrt.“[5] Die Z. F. hat ebenfalls nur ein Beispiel dieser Art: „ein täglich- und stündliches Behagen.“[6] Daneben findet sich hier auch ein Fall, wo die Auflösung der Zusammenziehung die ungebräuchliche Wortform „kunsttümlich“ ergeben

[1] XXV, 206. [2] XXIV, 104. XXV, 28, 48, 49, 126. [3] XXIV, 52. [4] XXIV, 318. [5] XXIV, 358. [6] XXIV, 316.

würde in „kunst- und altertümliche Seltenheiten.“[1] Eine eigenartige Verbindung liegt in dem oben angeführten Satze vor: „Odoard, dessen staatswirtliche Einrichtung zufälliger- aber glücklicherweise ihrem Landsitz höchlich zu Gute kam . . .“ Durch das adversative „aber“ werden die beiden durch das gemeinsame Element zu verbindenden Teile so auseinandergerissen, dass der Zusammenhang verloren geht und das „zufälliger“ allein dasteht.

Die Kürze des Ausdrucks geht in der Z. F. bis zur Ersetzung eines ganzen Satzes durch ein Wort. Der Ausdruck: „Die Tür sprang auf ohne Meldung“[2] müsste doch regelmässig ungefähr so lauten: Die Tür sprang auf, ohne dass jemand vorher gemeldet worden war. Ebenso steht: „Sie versprachen sich beiderseits deshalb ein tiefes Geheimnis“[3] für: Sie versprachen sich beiderseits, die Sache vor allen geheim zu halten. Das Wort „Geheimnis“ erhielt hier also einen eigenen Sinn. Ähnliche Beispiele finden sich in der Z. F. sehr oft.

5. Steigerung.

Verbindungen des Positivs mit dem Komparativ und Superlativ zum Ausdruck einer erhöhten Steigerung sind in beiden Fassungen selten. „Fern und ferner“ in E. F. und „lustig und lustiger“ in Z. F. sind die einzigen Vertreter erster Art. Die Wendungen „so nah, so nächst“ und „eine neue, ganz neuste Reisechaise“ stellen die zweite Möglichkeit in E. F. vor, „das Gute, das Beste“ in der Z. F. Desto öfter ist der Superlativ mit elativem Charakter, besonders in der Z. F., vertreten. Der Einfluss der Antike, der hier parallel zur früher festgestellten Zunahme antiker Motive geht, tritt hier augenscheinlich hervor. Die E. F. steht auch in den vereinzelten Fällen der Verbindung des Superlativs mit dem sogen. unbestimmten Artikel der Z. F. nach. Wir finden in E. F. nur „ein klarster Vollmond,“ in Z. F. die Beispiele „ein eigentlichstes Interesse“ und „eine zärtlichste Neigung.“

6. Partizipien.

Der gesteigerte Gebrauch des Partizipiums erklärt sich gleichfalls aus der Einwirkung der Antike und erstreckt sich nicht nur auf die antikisierenden Gedichte. Allerdings bedeutet

[1] XXIV, 214. [2] XXIV, 316. [3] XXIV, 61.



